

Preis: € 3,00 (AT), 68. Jahrgang | Erscheinungsort: Wien - Österreichische Post AG, MZ, 02.Zo.30.510 | ACADEMIA, Lerchenfelder Str. 14, 1080 Wien

Academia

Politik, Wirtschaft, Religion, Kultur

Österreichischer Cartellverband

6/2017 (Dezember)

Amore et studio elucidande veritate: hec subscripta disputabuntur Wittenbergae. In praesentia R. P. D. Martino Luttheri
et S. Theologie Magistro: cuiusdem ibidem lectoris Ordinario. Quaeque tunc quoniam possunt verbis
...ntes nobiscum disceptar...gant id literis absentes. In nomine nostri benedicti chri. Amen.



Warum wir katholisch sind

... UND WIE WIR ES BLEIBEN

- Kennntnis der Unterschiede ermöglicht Dialog 6
- NÖ: Digitalisierung als nächste Großchance 26
- Pensionsreform: Kurskorrektur unabdingbar 30

Warum *wir* katholisch sind

... UND WIE WIR ES BLEIBEN

- 4 **Das katholische Couleurstudententum als „Dach über der Seele“**
Nachruf auf Hubert Feichtlbauer
- 6 **Was wir glauben – und was wir lehren**
Gernot Wisser
- 9 **Eine Kirche, ein Bekenntnis, ein Ritus, ein Oberhaupt?**
Johannes Fürnkranz
- 12 **Als Rom seine Schäfchen zurückbekam**
Peter Claus Hartmann
- 15 **Haben wir Sehnsucht nach Einheit?**
Zwei Laien im Ökumene-Gespräch
- 18 **Die Familie als Ort der Glaubensweitergabe**
Ernst Jauernik
- 22 **Sein Haus auf festen Grund bauen**
Andrea Pinz
- 25 **Das Glaubensbekenntnis verstehen**
Lucas Semmelmeier

Politik und Gesellschaft

- 26 **Die nächste Chance heißt Digitalisierung**
Interview mit Johanna Mikl-Leitner
- 30 **„Ein dringender Appell an die Bundesregierung“**
Georg Feith
- 32 **„Der spielentscheidende Faktor war Kurz“**
Philipp Maderthaner im Gespräch
- 38 **„Vergesst die treuen Toten nicht!“**
Gerhard Hartmann



- 41 **Rudolf Ramek – der Konsenskanzler**
Johannes Schöner
- 43 **Ein Österreicher in Hollywood**
Philipp Jauernik

Außerdem

- 35 **Kaspar meint ...**
- 36 **ÖCV-Positionspapier Islam**
- 44 **Rezensionen**
- 46 **Leserbriefe**

Ein Jahr ACADEMIA um € 15,-

Das Jahres-Abo im Umfang von sechs Ausgaben kostet nur 15,00 Euro und kann per E-Mail an academia@oecv.at oder per Telefon unter +43-1-405 16 22 31 bestellt werden. Es genügt auch einfach eine Überweisung des Abonnement-Preises auf das Konto AT11 3200 0002 1014 5050 (Academia) unter Angabe der Zustelladresse.

Liebe Leser!

Zu feiern gibt es nichts, zu bedenken vieles. Dieser Satz eines katholischen Bischofs zum „Jubiläum“ der Reformation mag hart klingen, aber er gibt auch den Blick frei auf Wesentliches. Diese Ausgabe der ACADEMIA versucht, anlässlich Luthers Thesenanschlages (ein Faksimile ist am Titelblatt zu sehen) unser Katholischsein zu hinterfragen, zu definieren und den Blick in die Zukunft zu richten.

Dabei hat die Redaktion auch Überraschungen erlebt. Zum Beispiel, dass es schwierig ist, Theologen für einen Artikel zum Thema „Glaubensunterschiede“ zu gewinnen. Man würde sich damit auf ein ganz besonderes „wissenschaftliches Minenfeld“ begeben, meinten mehrere Experten, als sie unsere Einladung zur „mission impossible“ dankend ablehnten. Oder: Man erntet ein Lächeln der Marke „wenn du wüsstest“ (und einen Artikel voller Vielfalt), wenn man einen „Römer“ ersucht, direkt aus der Zentrale über die Einheit unserer Weltkirche zu schreiben.

Warum wir katholisch sind? Eine Antwort auf diese Frage lautet

auch: Weil wir gegenreformiert wurden. Daher hat Peter Claus Hartmann (Ae), einer der anerkanntesten Historiker zu diesem Thema, zusammengefasst, wie eine bis dahin nie dagewesene „PR- und Imagekampagne“ unsere Heimat re-katholisierte und damit den quer durch Europa verlaufenden Graben der Mentalitäten und Kulturen endgültig festschrieb. Der, so meinen zwei Cartellbrüder in einem Diskurs zum Thema „Ökumene“, wohl mittlerweile das Haupthindernis einer raschen Einigung ist. Zu unterschiedlich seien die religiösen Empfindungs- und Lebenswelten der Katholiken und Evangelischen.

Werden wir die Glaubensinhalte weitergeben können, auf denen diese Riten und Bräuche gebaut sind? Religiös sein ist kein Teil der DNA - ererbt wird nur, was vorgelebt wird, praktiziert wird und in eine gute Gemeinschaft eingebettet ist, meint ein vielfacher Vater zum Thema Glaubensweitergabe. Sie scheint heute fast so schwierig wie die Aufgabe der Religionslehre im Schulwesen – eine Diaspora der besonderen Art.

Drei spannende Beiträge aus der Politik, in denen (anders als in Zeiten von Koalitionsverhandlungen üblich) Klartext gesprochen wird, ein Portrait über einen erfolgreichen Filmemacher und eine erschütternde Rückblende auf 1917, das Jahr der letzten drei Insonzo-Schlachten, runden das Heft ab.

Viel Lektüre für die stillste Zeit im Jahr. Wir hoffen, sie stößt auf Interesse.

Wilhelm Ortmayr (Lo)
Chefredakteur



ACADEMIA Ausgabe 6/2017 (Dezember).

Medieninhaber: ÖCV und ÖAHB. Mit der Herausgabe beauftragt: Gerhard Jandl.

Chefredakteur: Wilhelm Ortmayr. Redaktion: Anselm Becker, Florian Kamleitner, Gerhard Hartmann.

Layout: Johann-Georg Stadler. Verlagsleitung: Gerhard Jandl. Redaktionsmanagement: Sebastian Ecker.

Adresse (alle): Lerchenfelder Straße 14, 1080 Wien. +43 1 405 16 22-31, academia@oecv.at; www.academia.or.at.

Reproduktion/Druck: AV+Astoria Druckzentrum GmbH, Faradaygasse 6, 1030 Wien. Fotos/Grafiken (sofern nicht anders angegeben): ACADEMIA-Archiv, ÖCV-Archiv, unsplash (7, 9, 10, 18, 47), privat. Cover: Montage / Stadler. Verkaufspreis: EUR 3,00. Abo: EUR 10,00/Jahr (Studenten), EUR 15,00/Jahr (Normalpreis). Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewährleistung übernommen werden.

Verkaufsstellen: Wien 8, ÖCV-Sekretariat, Lerchenfelder Straße 14; Wien 15, Trafik Lippha, Mareschgasse 32. Bruck/M.: Trafik Kamper, Herzog-Ernst-Gasse 23. Hartberg: Trafik Denkmeyer, Kirchengasse 6. Innsbruck: Trafik Wacker, Museumsstraße 38; Trafik Sezemsky, Brunecker Straße 1.

Hinweis: Beiträge, die die offizielle Meinung des ÖCV wiedergeben, sind als solche gekennzeichnet. Alle anderen Publikationen stellen nur die persönliche Meinung des Autors dar. Redaktionell abgeschlossen am 26. November 2017. Zum Postversand gegeben am 11. Dezember 2017.

Das katholische Couleurstudententum als „Dach über der Seele“

✦ Gerhard Jandl

Nachruf auf Hubert Feichtlbauer (Kb), 1932 – 2017.



Fünfter Juli 2017: Academia-Chefredakteur Wilhelm Ortmayr (Lo) und ich sitzen mit Hubert Feichtlbauer (Kb) im Wiener Café Bräunerhof, um ihn für einen Beitrag für die vorliegende Academia-Nummer zu gewinnen. Körperlich von seiner Krebserkrankung und den zahlreichen Chemotherapien sehr geschwächt, ist Huppi mit seinen 85 intellektuell alert wie manch 30-Jähriger nicht. Ja, eine Untersuchung der Frage, ob es klug war oder nicht, dass sich die Amtskirche aus der aktiven Politik verabschiedet hat, die würde er noch gerne verfassen. Er wusste wohl, dass dies einer seiner letzten Artikel

– wenn nicht der letzte überhaupt – sein würde, vielleicht ein Vermächtnis. Denn obwohl wir ihm bis zum Herbst Zeit gaben, hat er seinen Beitrag binnen zwei Wochen geliefert, sodass dieser – auch weil thematisch zur Wahl-Ausgabe passend – schon in die vorige Nummer aufgenommen werden konnte (siehe Academia 5/2017, S. 12).

Nur wenige Tage vor dem Erscheinen, am 23. September, ist Hubert Feichtlbauer verstorben. Mit ihm ist ein großer Intellektueller des ÖCV von uns gegangen, einer, dem die vier Prinzipien zum Lebensinhalt geworden waren. In der Nazizeit wurde dem Halbwüchsigen im heimatlichen Obernberg/Inn schon klar, welchen Nachstellungen seitens einer ganz dem „Zeitgeist“ ergebenden Mehrheit man sich aussetzte, wenn man sich weiterhin offen zur Kirche bekannte. Das katholische Couleurstudententum – die Rugia Ried im MKV während der Mittelschulzeit und der Kürnberg während des Englisch- und Staatswissenschaftsstudiums in Wien – wurde ihm zu einem „Dach über der Seele“, wie er in seiner Autobiographie „Lebenswege“ (2012) schreibt. Spirituelle Heimat blieb ihm zeitlebens das Stift Reichersberg mit seinen zahlreichen korporierten Augustiner-Chorherren.

Bei dem von den Nazis verfolgten Soziologie-Professor August Maria Knoll (NbW) hat Feichtlbauer 1955 über die „Soziologie des Zeremoniells“ dissertiert. Die dazwischenliegenden USA-Semester in Michigan und Missouri (hier hörte er u.a. beim früheren Bundeskanzler Kurt Schuschnigg (AIn)) haben seine Weltoffenheit geprägt, bevor er bei der „Rieder Volkszeitung“ seine journalistische

Laufbahn begann. Es folgten Jahre beim „Volksblatt“ und den „Salzburger Nachrichten“, sowie die Chefredakteursposten bei der renommierten „Wochenpresse“ (für die Jüngeren: damals ein Großteils von CVern getragenes, bürgerliches Politik- und Aufdeckermagazin), beim „Kurier“ und der „Furche“, die er zu einem „katholischen Blatt für Weltleute“ ausbaute. Seine Jahre als Washington-Korrespondent des „Kurier“ bezeichnete er als „die spannendsten und fruchtbarsten meiner ganzen Journalistenlaufbahn“.

Zuletzt Pressesprecher der Bundeswirtschaftskammer (heute Wirtschaftskammer Österreich) und Vorsitzender des Verbandes Katholischer Publizisten, gestaltete Feichtlbauer nach der Pensionierung (1992) etliche ORF-Sendungen, vor allem die legendäre Diskussionsrunde „Club 2“. Trotz seiner Prominenz war sich Huppi nie zu gut, immer wieder für die Academia und für Verbindungszeitungen zu schreiben, Festreden auf Commersen und Vorträge auf Buden zu halten.

Mit großer Leidenschaft widmete sich Feichtlbauer ab 1995 der von Thomas Plankensteiner (R-B) ins Leben gerufenen Plattform „Wir sind Kirche“, mit dem Ziel, den – gerade in der Groer-Zeit vertieften – Graben zwischen Amtskirche und Laien wieder zu ebnet, aber auch, um dem „Rückbau des Zweiten Vatikanischen Konzils und dem Schließen von aufgerissenen Fenstern“ entgegenzutreten. Dass das Engagement auch als „Aufstand der Lämmer“ (so einer seiner Buchtitel) verstanden wurde, war ihm durchaus recht. Er war sich ja bewusst, dass ihn Teile des „kreuzbrav gewordenen“ CV als Polarisierer und „gefährlichen Linkskatholiken“ sahen. Umso mehr schätzte er, dass er in seiner Verbindung Kürnberg und im Verband stets die „Einheit in versöhnender Vielfalt“ verwirklicht fand, die ihm als katholischen Intellektuellen so wichtig war. Ein „land of the free and home of the brave“ zu sein, würde der Amerika-affine Feichtlbauer wohl auch dem CV zugestehen.

Eine Gewissenspflicht war ihm das Mitwirken an der Opferschutzkommission (sog. Klasnic-Kommission), die die Fälle sexuellen Missbrauchs an Kindern und Jugendlichen durch Kirchenpersonal aufarbeitete. Dem Kardinal Christoph Schönborn

(Rt-D), der ihn dorthin berief, attestierte er, „in dieser Sache ohne viel Nachfragen eine beispielhafte Haltung eingenommen zu haben“.

Huppis offenen Umgang mit seiner Krebserkrankung und sein bewusstes Dem-Tod-ins-Auge-Sehen habe ich sehr bewundert, auch wenn er uns damit enorm forderte. Er strahlte eine tiefe Zufriedenheit mit einem erfüllten Leben, an der Seite seiner ihn in allen Lebenslagen unterstützenden Gattin Marietta und seiner drei Kinder und zahlreichen Enkel und Urenkel, aus. Dies hat ihm die Gewissheit gegeben, dass der Tod für ihn keinen Stachel mehr hat.

Fiducit, toter Bruder!

Dr. Gerhard Jandl (Kb, Ae)
ist Herausgeber der Academia.



WEIL ES FÜR JEDE IMMOBILIE DEN BESTEN DEAL GIBT

IMMOBILIENVERMITTLUNG & IMMOBILIENVERWALTUNG
T +43/2236 22356-30
IMMOBILIEN@DR-MANNLICHER.AT
DR-MANNLICHER.AT

Was wir glauben – und was wir lehren

 Gernot Wisser

Für die einen ist es Irrlehre, für die anderen eine Haarspalterei, die in ihrem eigenen Glaubensleben keine wahrnehmbare Rolle spielt. Das Maß an Divergenz zwischen katholischer und evangelischer Lehre wird individuell recht unterschiedlich empfunden. Daher reizt die Frage: Wieviel Klarheit bringt der wissenschaftliche Blick auf die Fakten?

Eine Vorbemerkung: Wer hier einen diplomatisch ausgewogenen, inhaltlich korrekten, wissenschaftlich redlichen, stilistisch spannenden, dogmatisch richtigen und inhaltlich vom Volk Gottes geteilten Artikel über die Unterschiede zwischen den Protestanten und den Katholiken erwartet, möge gleich zum nächsten Artikel weiterblättern. An einem solchen Anspruch kann man nur mehr oder minder grandios scheitern.

Eine zweite Vorbemerkung: Ohne viel nachzudenken, würden wir meinen, in der Katholischen Kirche ist das, was sie lehrt, und das, was ihre Mitglieder glauben, ident. Nur in den protestantischen Kirchen¹ gäbe es eine Vielfalt. Tatsächlich lehren auch wir Katholiken nicht überall das Gleiche, und was jeder einzelne glaubt, ist mehr oder minder weit von dieser Lehre entfernt. Dazu kommt, dass durch die Bemühungen der Ökumene sich auf allen Seiten Standpunkte zumindest auf dem Papier angenähert bzw. verändert haben.

Daher beschränke ich mich auf zwei Themenblöcke.

ABENDMAHL VERSUS EUCHARISTIE

In der frühen Kirche wurde das „Herrenmahl“ im Verständnis gefeiert, dass Christus in seinem Leib und Blut in Brot und Wein gegenwärtig ist. Aufgrund des platonischen Denkens, dass das Urbild im Bild selbst präsent ist (Wir sagen zur Person am Foto, das ist Karl, obwohl wir wissen, dass es nur ein Bild von Karl ist), war es ein Leichtes, Christus im Brot und Wein als „real präsent“ zu verstehen und zu erleben. Als dann im Frühmittelalter dieses Verständnis verlorenging – das Bild war nur mehr Hinweis auf etwas Fremdes –, kam es zu vielen Missdeutungen und Streitigkeiten. Die Lösung fand sich im scholastischen Begriff der Transsubstantiation. (Es ändert sich die Substanz, das nicht sinnlich Wahrnehmbare, aber die Akzidenzien, das Äußerliche, Brot und Wein bleiben bestehen.)

Der Zürcher Reformator Ulrich Zwingli sagte, es gehe nur um die Erinnerung an Jesus Christus, an sein Tun, daher sei er auch in Brot und Wein nicht präsent. Beim Genfer Reformator Johannes Calvin war der Ansatz ähnlich, allerdings vermerkte er, dass sich beim Empfang des Brotes und Weines der Mensch, gewirkt durch den Heiligen Geist, mit Christus verbinde und dadurch Gemeinschaft mit ihm entstehe. Für Martin Luther war die Transsubstantiation eine „spitze[n] Sophisterei“. Er sprach von einer „Konsubstantiation“ und verstand darunter, dass Christi Leib und Blut „in, mit und unter“ Brot und Wein gegenwärtig sei. Dies galt für den Moment des Empfanges, nicht nachher. Es ist ein sich langsam entwickelt habendes katholisches Verständnis, dass man die Eucharistie, den Herrn im Brot in kostbaren Gefäßen im Tabernakel aufbewahren könne und sie immer bleibt, was sie durch die Wandlung wurde, Leib des Herrn. Das ermöglicht katholischerseits die Anbetung, aber auch das Aufbewahren, um

¹ Ich verwende hier die Selbstdefinition der Kirchen als „Kirchen“ und nicht das katholische Verständnis, wie es durch die Glaubenskongregation bestätigt und in Erinnerung gerufen wurde.



York Minster – die größte Mittelalterkirche Englands und Sitz des Yorker Erzbischofs.

etwa zu einem späteren Zeitpunkt die Krankenkommunion zu bringen.

Mehr aus praktischen denn aus dogmatischen Gründen entwickelte sich in der Katholischen Kirche die Tradition, dass die Laien „nur“ den Leib gereicht bekamen. Demgegenüber forcierten die Protestanten den „Laienkelch“ für alle, um die Klerikalisierung zu unterbinden (der Priester ist etwas Besonderes und bekommt daher Leib und Blut Christi). Anfangs wurde aber auf protestantischer Seite selten Abendmahl gefeiert und der Kommunionempfang auf katholischer Seite war ebenso selten,

nämlich zweimal im Jahr. Dafür haben sich heute viele katholische Pfarren und Gemeinschaften entschieden, die Kelchkommunion häufiger oder sogar bei jeder Messe zu reichen. So ist der „Laienkelch“ zu einem eher historischen Unterscheidungsmerkmal geworden.

Die Katholiken kennen die Form der Erstkommunion, die an ein gewisses Alter, das sich an den Verstehenshorizont der Kinder anlehnt, gebunden ist. In den protestantischen Traditionen kann das Abendmahlsbrot ab der Geburt konsumiert werden, was dann, je nach Tradition, in dieser oder jener konkreten Pfarre

anders gehandhabt wurde und wird bzw. zu landeskirchlichen Empfehlungen führte. (Es gibt auch evangelische Pfarren, in denen aus pastoralen Gründen für Kinder im 7./8. Lebensjahr „Brotgeheimnisfeiern“ abgehalten werden.)

Wer darf bei wem kommunizieren? Weil die Mahlgemeinschaft wesentlich mit der Glaubens- d.h. der Kirchengemeinschaft zusammenhängt, war zunächst klar, dass man nur dort den Herrn empfangen dürfe, wo man auch den Glauben teilt, also in der jeweiligen „Kirche“. Das galt auf katholischer und protestantischer Seite. Aus pastoralen

Gründen gab es dann da oder dort Versuche, dieses strikte Nein durch verschiedene Lösungsansätze, die einen würden sagen: aufzuweichen, die anderen würden sagen: pastoral verträglicher zu machen. Ein dogmatisches Problem ergibt sich bei den Ehen unter zwei verschiedenen Konfessionen. Insofern wir die christliche Ehe als den Kern der Kirchengemeinschaft verstehen, verhindert die Konfessionsverschiedenheit der Eheleute ihr gemeinsames „Kirche-Sein“, weil der Vollzug im Empfang des Herrn nicht gelebt werden kann.

Einen wenig bekannten Unterschied zwischen Katholisch und Protestantisch gibt es im „Opferverständnis“. Die Eucharistie wird katholischerseits als Opfer verstanden, weil das eine Opfer Christi hier real gegenwärtig gefeiert wird. Wenn, so die protestantische Betrachtungsweise, die katholische Messe ein „Opfer“ ist, dann reicht das Opfer Christi offensichtlich nicht aus und der Mensch könnte noch selbst für seine Sünden Sühne tun. Im protestantischen Denken wird die Rechtfertigungslehre angesprochen, die in ihrem Selbstverständnis eine ungleich größere Bedeutung hat als in der Katholischen Kirche. Für die Protestanten reicht der Glaube, denn wir können nur durch die Gnade Gottes „gerecht“ werden (sola fide). Die Katholiken betonen, dass neben dem Glauben auch die Werke des Gläubigen zum eigenen Heil etwas beitragen können (et ... et).

GEWEIHTER PRIESTER VERSUS GEISTLICHES AMT

Weitestgehend einig sind sich die beiden Konfessionen darin, dass es das gemeinsame Priestertum aller Getauften gibt. Das ist für die protestantischen Traditionen die Basis schlechthin. Die in Ämter bestellten, ordinierten Schwestern und Brüder üben ihr Amt als Getaufte und, weil sie getauft sind, aus. Demgegenüber ist die Ordination in der Katholischen Kirche ein Sakrament. Dass die Katholische Kirche sieben Sakramente kennt, ist ein allgemein bekannter Unterschied zur den protestantischen Traditionen. Evangelisch-lutherische Christen würden argumentieren, dass es für ein Sakrament ein einsetzendes Herrenwort braucht (Gehet hin und tauft) und ein Symbol (Wasser). Daraus ergibt sich dann, warum die Ehe kein Sakrament ist (es gibt kein Wort Jesu) oder die Beichte auch keines (es gibt kein Symbol). Die katholische Kirche hat darüber hinaus bei der Ordination ein gestuftes Weiheamt (Diakon – Priester – Bischof).

Schwerer noch als diese Unterscheidung, hier Beauftragung dort Weihe, ist die Frage der Sukzession. Nach katholischem Verständnis gehen alle Weihen direkt auf Christus zurück, der die Apostel einsetzte, die wiederum Bischöfe durch Handauflegung und Gebet „weihten“, die wiederum ... Nur wer in dieser Apostolizität steht, bildet wirklich Kirche – so das Argument in

der Katholischen Kirche als Kriterium für wahres Kirche-Sein (siehe auch Fußnote 1).

Die Protestanten argumentieren damit, dass es diese Sukzession realiter nie gegeben habe und es doch eigentlich um die Sukzession in der Lehre von den Aposteln her geht. Diese wird vor allem durch die Konzentration auf die Schrift (sola scriptura) sichergestellt, wohingegen die Katholiken der Tradition eine wesentliche Bedeutung zugestehen. Es geht also nicht nur um das Gotteswort in der Schrift, sondern auch um die Weiterentwicklung von Glaubensinhalten und Glaubenspraxis über Jahrhunderte hinweg.

Ob man also den feinen Unterschied als im eigenen Glaubensleben kaum eben merklich abtut oder in der Kirchenspaltung einen Skandal sieht, ist das eine, ökumenische Anstrengungen zu unternehmen, diese Spaltung zu überwinden, das andere. Die Ideen dazu reichen von „die anderen müssen nur ihre Irrlehre aufgeben und sich unserem Glauben anschließen“ bis zu „wir einigen uns demokratisch in der Mitte“. Nur wer den eigenen Glauben kennt und den der anderen respektiert, wird sinnvoll am Gemeinsamen arbeiten können.



P. Dipl.-Ing. Dr. Gernot Wisser, SJ (Am)
ist Universitätspfarrer in Innsbruck.

Eine Kirche, ein Bekenntnis, ein Ritus, ein Oberhaupt?

✦ Johannes Fürnkranz

Zum Umgang mit Einheit und Vielfalt: marginale Beobachtungen zu einem zentralen Thema.



Ein Aufenthalt in Rom, dem Zentrum der katholischen Weltkirche, bringt intensive Erfahrungen der Einheit in Vielfalt mit sich: das bunte Miteinander der Pilger aus aller Herren Länder, päpstliche Liturgien am Petersplatz, große Pilgertreffen. Aber auch die Unterschiede innerhalb der katholischen – allumfassenden – Kirche zeigen sich an diesem Ort: in Sprache und Brauchtum der Pilger, in den Anliegen, die in der Begegnung mit Gläubigen einzelner Länder und Regionen wie auch in den regelmäßigen Ad-limina-Besuchen der Bischöfe zum Ausdruck kommen, aber auch in der oft sehr unterschiedlichen lokalen Rezeption und Umsetzung päpstlicher Dokumente. Eine weltumspannende Kirche bleibt spannend – also: voll Spannung. Oft auch: voll Spannungen. Aber eben auch Vielfalt, geeint in einem Gespann.

Fragt man jedoch speziell den Kirchenjuristen: Worin äußert sich die Einheit unserer Kirche?, so stößt dieser im kirchlichen Gesetzbuch, dem Codex Iuris Canonici, auf drei konkrete Bande (vincula), auf denen die Einheit im sichtbaren Verband der Kirche beruht: das Glaubensbekenntnis, die Sakramente und



die kirchliche Leitung (vgl. can. 205 CIC).

EINE KIRCHE

Doch dann hört man diesen Herbst hier in Rom, mitten in der Zentrale ebendieser einen Kirche, auch, wie im Papstgottesdienst anlässlich des Jubiläums der Ostkirchenkongregation Kardinal Sandri in seinen Dankesworten von „unseren Kirchen“ – im Plural! – spricht und auf die eine und gleichzeitig vielfältige Natur der Kirche Christi hinweist. Und man wird sich bewusst, dass eingangs in diesem Beitrag eigentlich auch das zweite, gleichberechtigte Gesetzbuch der

katholischen Kirche anzuführen gewesen wäre, der Codex der, wie es dort heißt: „eigenberechtigten“ Orientalischen Kirchen.

Oder man verfolgt aufmerksam die Arbeiten der von Papst Franziskus bestellten Kardinalskommission zur Reform der römischen Kurie („K-9“): In deren Sitzung vom September 2017 wurde unter anderem die Wichtigkeit der Internationalisierung der Behörden des Hl. Stuhls betont – im Bewusstsein, dass die eine katholische Kirche eben nicht bloß eine römische ist, mit Filialen draußen in der weiten Welt, sondern eine „Ecclesia ex Ecclesiis“, eine Kirche aus vielen

Kirchen (vgl. Lumen gentium, Nr. 23).

EIN BEKENNTNIS

Auch beim ersten der konkreten vincula, die die katholische Kirche in ihrer Vielfalt aus eigenberechtigten Rituskirchen und Teilkirchen einen, beim Bekenntnis des gemeinsamen Glaubens, brachte die römisch-vatikanische Erfahrung recht bald ein (mit einem kleinen Schmunzeln verbundenes) Beispiel differenzierender Betrachtung mit sich: in Form der Schrecksekunde der Oberen eines vatikanischen Büros, als ein neuer Mitarbeiter bei seinem Vereidigungsakt einen

Teil des dabei zu rezitierenden Glaubensbekenntnisses einfach wegließ. Doch zu Recht: Ist es doch den Gläubigen katholischer Ostkirchen wiederholt gestattet worden, eine der Aussagen – bei inhaltlich gleichem Glauben – in das liturgische Bekenntnis ihres Ritus nicht ausdrücklich einfügen zu müssen. In einer salomonischen Entscheidung zum Text des Credo – das „Filioque“ hatte in der Vergangenheit zu heftigen theologischen Streitigkeiten unter den Kirchen geführt – konkretisiert sich der Umgang mit der Spannung zwischen kirchlicher Einheit und weltkirchlicher Vielfalt: spürbar bis hinein in einen der zentralsten Texte unseres christlichen Glaubens...

EIN RITUS

...spürbar ebenso im Bereich der liturgischen Ordnung. Dafür genügt – schon allein in der lateinischen Kirche – ein Blick in meine Nachbarbüros: Da zelebrieren die Mitbrüder aus dem Büro vis-à-vis legitimerweise nach dem Messbuch des seligen Johannes XXIII., ein anderer Mitbruder hat vor kurzem einen teilkirchlichen Dienst angetreten und feiert nun gemäß liturgischer Bücher aus der anglikanischen Tradition; und nicht unerwähnt bleiben soll auch jener Bürokollege im Stockwerk über mir, in dessen Heimatdiözese aufgrund des liturgischen Kalenders ambrosianischer Tradition unter anderem der Adventkranz sechs Kerzen trägt.

Aber auch eine jüngere Entscheidung von Papst Franziskus berührt die liturgische Einheit und Vielheit: Während dem

Apostolischen Stuhl die abschließende Bestätigung der liturgischen Bücher zukomme – so wurde im September 2017 durch päpstlichen Akt festgelegt –, solle künftig mehr Verantwortung für die „getreue und angemessene“ Übersetzung der Texte bei den örtlichen Bischofskonferenzen liegen. Eine solche Betonung der Eigenverantwortung der lokalen Bischöfe will ernstnehmen, wo nach der Lehre der Kirche ein „vicarius Christi“, ein Stellvertreter Christi auf Erden, agiert – erinnert doch das Zweite Vatikanische Konzil ausdrücklich: „Die Bischöfe leiten die ihnen zugewiesenen Teilkirchen als Stellvertreter [...] Christi (ut vicarii Christi)“ (Lumen gentium, Nr. 27): Die katholische Kirche ist immer auch Ecclesia in Ecclesiis (vgl. Lumen gentium, Nr. 23), präsent in den einzelnen Teilkirchen unter der Seelsorge des je eigenen vicarius Christi ...

EIN OBERHAUPT

...immer jedoch in Gemeinschaft mit dem Petrusnachfolger, ist der Bischof von Rom doch das „sichtbare Prinzip und Fundament für die Einheit der Vielheit von Bischöfen und Gläubigen“ (Lumen gentium, Nr. 23) – eine Aufgabe, die vom Ersten Vatikanischen Konzil unter anderem mit der Definition des Jurisdiktionsprimats des Papstes in eine konkrete rechtliche Form gegossen wurde (vgl. Pastor aeternus, Kap. III), die jedoch in sehr unterschiedlicher Art und Intensität in die Praxis umgesetzt werden kann (vgl. Ut unum sint, Nr. 88-96).

Wie aus seiner Ansprache zum Abschluss der Bischofssynode von 2014 unzweifelhaft zu erkennen war, ist sich auch Papst Franziskus seiner lenkenden Aufgabe im Dienst an der Einheit sehr bewusst, und wo es ihm nötig erscheint, weiß er (wie zum Beispiel im vergangenen Sommer an seinem sehr entschiedenen und unmittelbaren Eingreifen in den Konflikt in der nigerianischen Diözese Ahiara zu erkennen war) die kirchliche Disziplin der betreffenden Teilkirche sehr klar und direkt einzufordern.

EINHEIT UND VIELFALT ...

Diese kleinen Beispiele für den kanonistischen Umgang mit der Spannung zwischen Einheit und Vielfalt mögen auf den ersten Blick wie ein Sammelsurium von beliebigen Teilaspekten erscheinen, möglicherweise sogar nur von belanglosen Randscheinungen neben dem großen Strom des katholischen Alltagslebens. Vielleicht kann aber hin und wieder gerade ein Blick auf solche scheinbaren Marginalien Wege für einen fruchtbaren Umgang mit dieser für unsere Kirche so prägenden Spannung auch in anderen Bereichen aufzeigen – im Idealfall stets entlang der am Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils von Papst Johannes XXIII. vorgelegten Leitlinie: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“



Dr. Johannes Fürnkranz (Rd, S-B, Cp)
ist Mitarbeiter der Römischen Kurie.

Als Rom seine Schäfchen zurückbekam

✦ Peter Claus Hartmann

Weit über ein Jahrhundert und zwei blutige Kriege lang hatte der katholische Landesfürst und Kaiser in Österreich dem in Adel und Bürgertum weit verbreiteten Luthertum wenig entgegenzusetzen. Erst nach 1648 gewann die Gegenreformation an Schwung. Dank vieler Zwangsmaßnahmen, aber auch intensiver seelsorglicher Betreuung.

Als Martin Luther am 31. Oktober 1517 seine Ablassthesen und 1520 seine drei Hauptschriften veröffentlichte, fanden seine Reformforderungen im ganzen Heiligen Römischen Reich großen Widerhall. Bei seinem Verhör beim Reichstag von Worms vor Kaiser Karl V. und den Reichsfürsten war Luther nicht bereit, irgendetwas zu widerrufen. Das habsburgische Reichsoberhaupt hingegen bekannte sich leidenschaftlich zum katholischen Glauben. Luther wurde 1521 durch das Reichsedikt von Worms mit der Reichsacht belegt, nachdem er schon 1520 vom Papst gebannt worden war.

Die neue Lehre begann sich aber trotzdem auszuweiten, 1529 protestierte eine neugläubige Minderheit auf dem Reichstag von Speyer und ertrotzte sich das Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen, das sonst in Europa den jeweiligen Königen zustand. Karl V., der die Einheit erhalten wollte, scheiterte, und auf dem Reichstag zu Augsburg 1555 wurde endgültig die Religionskompetenz der Landesherren festgelegt, später in die Formel gegossen „cuius regio, eius religio (wessen Land, dessen Religion)“. Die Durchsetzung dieses Rechts war bei den katholischen Territorien schwieriger als bei den protestantischen, da die neue Lehre viele Anhänger im Adel, Bürgertum und teilweise auch bei den Bauern fand.

Während etwa in Bayern relativ schnell die neue Lehre verboten und im Zuge der Sozialdisziplinierung die ausschließliche Katholizität durchgesetzt wurde, hatten die katholischen habsburgischen Landesherren in Österreich und Böhmen zunächst große Schwierigkeiten, ihre reichsrechtlich festgelegte



Petrus Canisius, ein einflussreicher Jesuit und Gegenreformer – in der Hand den Katechismus, dessen Entwicklung auf ihn zurückzuführen ist.

Religionskompetenz durchzusetzen, da sich dort die Entscheidungsmöglichkeit vielfach auf den grundherrlichen Adel und die Stadtmagistrate verlagert hatte, die sich oft für den neuen Glauben entschieden. So standen im 16. Jahrhundert die katholischen Landesherren des Hauses Habsburg besonders in

Ober- und Niederösterreich und Böhmen einer großen neugläubigen Mehrheit ihrer Landstände und Untertanen gegenüber.

Während die Kaiser Maximilian II., Rudolf II. und Matthias die Gegenreformation in diesen habsburgischen Erbländen nur mit mäßigen Erfolgen durchsetzten, ging die Rekatholisierung vor allem von Innerösterreich und hier von Graz aus. Sie wurde dort von Erzherzog Karl II., vermählt mit der bayerischen Prinzessin Maria Anna, nicht ohne bayerische Einflüsse, betrieben. Sein Sohn Ferdinand II., der zusammen mit seinem Vetter Maximilian I. von Bayern in Ingolstadt bei den Jesuiten studiert hatte, betrieb nach dem Tod von Kaiser Matthias 1619 als neuer Landesherr und nach seiner Wahl zum Kaiser am 19. August 1619 systematisch die Gegenreformation in seinen Erbländen. Da aber die mehrheitlich protestantischen Stände in Böhmen, Ober- und Niederösterreich revoltierten, geriet die Stellung des Hauses Habsburg und damit des Katholizismus dort ernstlich in Gefahr. In Böhmen hatten die Stände sogar das Haupt der protestantischen Union, den calvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum König gewählt und den 1617 zum König gekrönten Ferdinand II. nach dem „Prager Fenstersturz“ vom 23.5.1618 abgesetzt.

Als am Ende des 30-jährigen Krieges für die meisten Reichsterritorien das Jahr 1624 als „Normaljahr“ der Konfession festgelegt und für die Zukunft festgeschrieben wurde, nahm man die habsburgischen Territorien aus, so dass die Landesherren dort die noch nicht vollendete Rekatholisierungspolitik fortsetzen konnten. Diese wurde durch staatliche Zwangsmaßnahmen und Ausweisungen durchgesetzt, aber auch durch intensive seelsorgerische Betreuung durch die Reformorden, besonders die Jesuiten, ergänzt. Man gewann die Bevölkerung zunehmend durch den Bau prächtiger Kirchen, durch festliche Gottesdienste, durch Theaterspiel, Prozessionen und Wallfahrten und vor allem auch Schulen. Wirkten die Jesuiten in den Städten mit ihren Kollegs für Knaben, die Prälatenorden auf dem Land, so widmeten sich die weiblichen Reformorden wie die Ursulinen, Englischen Fräulein u.a. der Mädchenbildung. Dieses Reformschulwesen zeigte sich lange Zeit als dem Schulwesen der protestantischen Territorien überlegen.

Seit der Reformation waren verschiedene konfessionelle Kulturen entstanden. Dabei führte u.a. die gegensätzliche Auslegung der Heiligen Schrift in der Bilderfrage zu einer ganz anderen Kulturentwicklung; den sich auf das Alte Testament stützenden Reformierten standen die sich vor allem auf das Neue Testament berufenden katholischen Bilderfreunde gegenüber, während die Lutheraner eine Mittelposition einnahmen. Für die Kulturentwicklung waren außerdem verschiedene Konzeptionen von Kirchenraum, Gottesdienst und Kult, Musik, Heiligenverehrung und Wallfahrten wichtig. So entstand auf der einen Seite eine stark die Ratio fördernde protestantische Wort- und Lesekultur, wo besonders die Literatur und die Wissenschaften gefördert und eine protestantische Arbeitsethik propagiert wurde. Dort besaß das Pfarrhaus eine große „kulturbildende Kraft“.

Dieser protestantischen stand damals eine stark alle Sinne ansprechende katholische Kultur gegenüber, die vor allem von den Klöstern und Orden getragen wurde. So konnte in der Epoche des Barock und Rokoko noch einmal, wie etwa im Zeitalter der Hoch- und Spätgotik, die kunstschöpferische Kraft der katholischen Kirche voll zur Geltung kommen. Ihre bewusste Bejahung bildlicher Darstellungen in der Kirche, ihre Theologie mit Aufrechterhaltung der Heiligenverehrung, ihre Frömmigkeit, die all die sinnlich wahrnehmbaren Formen (prächtige Kirchen, festliche Messgewänder, Kerzen, Musik, Weihrauch) zuließ, ihre Bejahung des Wallfahrtswesens



CM'S
Law. Tax

Die DSGVO betrifft auch Sie.

Die Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) betrifft so gut wie alle Unternehmen. Datenschutzverletzungen werden künftig schmerzhaft teuer. Wappnen Sie sich rechtzeitig. Unsere Datenschutz-ExpertInnen sagen Ihnen wie.

Mehr Informationen finden Sie unter <https://cms.law/de/AUT/DSGVO>

Your World First
cms.law

und der Prozessionen, der vielstimmigen Musik und des geistlichen Theaters, sie alle ermöglichten erst jene Hoch- und Höchstleistungen des kirchlichen Barock, die für das Österreich des 17. und 18. Jahrhunderts so charakteristisch waren.

Nachdem im 16. Jahrhundert ein eindeutiger Trend des Hochadels, Adels und Bürgertums zur neuen Lehre bestanden hatte, besaß im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die katholische Kirche mit ihrer spezifischen Kultur und Frömmigkeit eine große Anziehungskraft, die zu vielen Konversionen in ganz Europa führte. Der Tübinger Historiker Volker Press spricht in diesem Zusammenhang „von der größeren Attraktivität des Katholizismus“ und von einer „Konversionswelle“, die vor allem den Adel erfasste und auch den Reichsfürstenstand. Hans Schmidt schreibt, die Konversionswelle habe auf die Angehörigen des Adels und des hohen Bürgertums übergegriffen, wie etwa auf die österreichischen Hofkanzler Johann Paul Hofer und Johann

Friedrich Seilern oder Johann Christoph Bartenstein, Staatssekretär Maria Theresias. Neben der religiösen Überzeugung spielten dabei auch politische und materielle Gründe, wie übrigens auch im 16. Jahrhundert, eine Rolle.

Jedenfalls kam den Habsburgern bei der Rekatholisierung der österreichischen Erbländer die große Attraktivität der katholischen Kultur und eine allgemeine Strömung zugute. Es entstand in den habsburgischen Ländern, in Österreich, Böhmen und im westlichen Ungarn jene beeindruckende, hochstehende, von den Klöstern, vom Adel und Bürgertum getragene katholische Barockkultur, die heute noch weite Teile des Landes prägt.

Man denke nur an die großen Leistungen der „Vorarlberger Bauschule“, an die vielen Stifte mit prächtiger Kirche, mit Konventsbauten, die kunstvoll ausgestatteten Kaisersäle und Bibliotheken hatten, wie Lambach mit der Wallfahrtskirche Stadl-Paura oder Kremsmünster in Oberösterreich, Melk, Göttweig und Klosterneuburg in Niederösterreich, an die österreichischen Spitzenbaumeister Fischer von Erlach, Johann Lucas von Hildebrandt oder Jakob Prandtauer und Joseph Munggenast, an Maler wie Johann Michael Rottmayr und Paul Troger, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Dazu kamen Kirchen wie die Karlskirche in Wien, eines der bedeutendsten Monumente der ganzen Epoche. Auch in der Musik, zunächst besonders der Kirchenmusik, hatte Österreich viel aufzuweisen, um nach katholischer Auffassung die Majestät Gottes zu verherrlichen. Die von Papst Benedikt XIV. 1749 verfasste Enzyklika „Annus qui“ wurde zur Grundlage der katholischen Kirchenmusik der Wiener Klassik, die führend in Europa blieb.

Die Gegenreformation hat in Österreich somit eine katholische Hochkultur geschaffen, die außerordentlich und einmalig war. Dieses kulturelle Erbe gilt es in Zukunft trotz der starken Abnahme der Katholiken zu erhalten.

ERSTE SPARKASSE Was zählt, sind die Menschen.

Vorausschauen. Vorsorgen. Veranlagern.

Reden wir über Ihren finanziellen Zukunftsplan.

Jetzt Termin vereinbaren!

Googeln Sie „Zukunftsplan“



Univ. Prof. Dr. Dr. Peter Claus Hartmann (Ae) war von 1988 bis 2005 Lehrstuhlinhaber für Allgemeine und Neuere Geschichte an der Universität Mainz und 2005 bis 2017 Philistersenior der K.D.St.V. Aenania zu München.

Haben wir Sehnsucht nach Einheit?

 Wilhelm Ortmayr

Für die einen ist sie diplomatische Pflichtübung, für die anderen ein natürlicher Weg zueinander. Die Bedeutung der Ökumene hat sich in allen christlichen Kirchen gewandelt. Wer wünscht sie bei den Katholiken wirklich? Was könnte Wiedervereinigung bringen? Sind wir nicht auf getrennten Wegen, aber in gegenseitiger Achtung, stärker und glaubhafter? – Zwei interessierte Laien im Gespräch über Ökumene.

Wenn ich mich im ÖCV, aber auch in unseren Pfarrgemeinden umhöre, gewinne ich den Eindruck, der Wunsch nach einem stärkeren Zueinanderfinden der christlichen Kirchen ist bei den älteren Gläubigen deutlich stärker ausgeprägt als bei den Jungen. Die Konzilsgeneration ist auch deutlich zuversichtlicher. Warum?

Fritz Sommer: Wir müssen auf unseren gemeinsamen Ausgangspunkt fokussieren und von dort aus einen gemeinsamen Weg finden. Jesus von Nazareth und das Neue Testament sind dieser Ausgangspunkt, der uns alle begeistert. Von dort aus werden die christlichen Kirchen einen guten gemeinsamen Weg finden. Die Problembereiche der letzten Jahrhunderte verstellen uns oft die Sicht auf diese großartige gemeinsame Basis, die christliche Idee. Wenn wir zurückgehen zur Frage „Was sagt dieser Jesus?“, werden wir gut miteinander reden können.

Elias Ledermann: Grundsätzlich hat es Abspaltungen und Splittergruppen immer gegeben, nicht nur im Christentum. Das

Besondere ist wohl, dass die großen christlichen Abspaltungen nun schon sehr lange währen, ohne nach Hause, ohne zum Gemeinsamen zurückzufinden. Allerdings muss man sagen, dass – abgesehen von theologischen Spitzfindigkeiten – die Zusammenarbeit schon sehr gut funktioniert. Christen aller Konfessionen, aber auch Juden, haben einen gemeinsamen Wertekatalog, vor allem was die Bedeutung von Religion und ihre Rolle in der Gesellschaft betrifft. Da geraten wir in jüngster Zeit leider sehr in die Defensive und wir sollten dringend gemeinsam Stellung beziehen, auch mit diversen Freikirchen, obwohl ich denen gegenüber sonst sehr skeptisch bin. Für den Schutz des Lebens gilt genau dasselbe.

Gibt es in Deinen Augen noch „Falschgläubige“ oder echte Feindschaft zwischen den christlichen Konfessionen? Oder regiert bei der Mehrheit die Gleichgültigkeit?

L: Ich fürchte, es ist eher Zweites und das erschwert den Dialog ganz erheblich. Wir – und ich

kann hier nur für uns Katholiken sprechen - müssen uns wieder mehr gewahr werden, wofür wir selbst stehen und wo die Unterschiede liegen – sonst wird ein sinnvoller Dialog kaum möglich sein. Und es gibt ja Unterschiede: In der Sakramententheologie, in der Rechtfertigungslehre, also bei der Frage, wodurch der Mensch erlöst werden kann, beim Papsttum und natürlich mittlerweile auch ganz stark in der gelebten Tradition bis hin zur Heiligenverehrung. Das sind die großen Hürden, die wir nur werden meistern können, wenn wir sie benennen. „Feindschaft“ gibt es deswegen aber sicher keine.

Wir wissen letztlich nicht, wer in diesen theologischen Fragen „Recht hat“. Wäre es daher nicht besser zu sagen: „OK, lassen wir es beim Unentschieden und gehen wir wieder zusammen.“ Ist das lebbar?

S: Ich würde gerne Jesus fragen. Was würde er dazu sagen? Ich glaube, er würde sagen: Auch das ist nicht das Essenzielle. Das Wesentliche ist sein Paradigmenwechsel, der gigantisch einmalig

und genial dasteht in der Welt, vom rächenden zum liebenden und verzeihenden Gott, vom rächenden zum liebenden Menschen. Alles andere ist sekundär. Ich glaube, Jesus selbst würde über die Eucharistie sagen: Ja, das habe ich gelebt und euch hinterlassen – wer es nachvollziehen kann, soll es tun. Doch auch wer es nicht nachvollziehen kann, wird selig werden, wenn er dem Gebot der Liebe folgt.

L: Kreuzestod, Selbstaufopferung und der Einsetzungsbericht sind absolute Kernstücke unseres Glaubens. Und da ist es für mich schon von Bedeutung, wie ich die Abendmahlfeier gestalte und wie ich definiere, was da geschieht. Ob die Transsubstantiation nur im Moment stattfindet oder auf länger gesehen, wäre da wohl noch das marginalste Thema. Denn viele christliche Kirchen sehen ja im Abendmahl sowieso nur ein bloßes Nachahmen. Es wäre wohl theologisch ein bisschen schwierig, alle zu einer gemeinsamen Abendmahlfeier zuzulassen und jede Gemeinde feiert das dann anders beziehungsweise jeder Teilnehmer hat eine unterschiedliche Sichtweise. Das hielte ich für problematisch.

S: Ich glaube auch, dass auf dieser Ebene die Annäherung schwierig ist. Dieser Zugang setzt zu weit im Jetzt an. Aber vielleicht wäre sogar das lösbar. In Form eines Nebeneinanders. Etwas Anderes scheint mir im Moment ohnehin schwer vorstellbar.

L: Meine Skepsis bezüglich einer Wiedervereinigung liegt zudem in den Strukturen. Mit

der Orthodoxie hätte es eine Reunion ja schon einmal fast gegeben, aber halt nur mit einem kleinen Teil. Rom als Sprachrohr aller Katholiken hat de facto keinen Ansprechpartner in den anderen christlichen Kirchen. Es gibt da ganz viele Strömungen und niemand kann klar definieren, wer oder was die Reformierten sind und wer oder was die Orthodoxie.

S: Noch etwas scheint mir wichtig – über die Inhalte und Strukturen hinaus. Uns Katholiken in der Südhälfte Europas und die Evangelischen im Norden trennen nach 500 Jahren vor allem die Traditionen, das Brauchtum, die Mentalität. Das Kühle und das Barocke ließen sich nicht leicht miteinander verbinden. Beides nebeneinander wäre wohl möglich, zunächst einmal. Denn eines ist für mich klar: Wir sollten nicht unbedingt eine völlige Einheit anstreben in unserer gedanklichen Vorstellung, sondern dem anderen, dem Menschen neben uns schon auch viel Freiraum lassen in seiner Religiosität. Die absolute Einigung ist für mich gedanklich nicht notwendig.

L: Teilweise haben wir diese unterschiedlichen „Praktiken“ ja ohnehin auch in der katholischen Kirche. Da gibt es immer mehr Pluralität, wie es der Klerus hält mit der Lebenswelt der Gläubigen, aber auch, was den Ritus betrifft. In einer Weltkirche ist es anders wohl gar nicht möglich.

Wenn die großen theologischen Hürden schwer zu nehmen sind, wenn Ökumene an den gemeinsamen Wurzeln gedeihen

soll – wo seht ihr die größten Chancen? Wie sollten es die christlichen Kirchen leben, auf welche Themen sollten sie gemeinsam fokussieren?

S: Wir sollten die Annäherung dort suchen und finden, wo es leicht fällt. Also nicht beim Abendmahl, sondern bei gemeinsamen Festen und Feiern, bei gemeinsamen Aktionen. Wenn wir die christliche Idee des Jesus von Nazareth leben, und sie nicht nur beten und philosophieren, wird die Ökumene geschehen ohne ein Thema zu sein. Ob Jesus nun als Gott oder als Mensch spricht, spielt dabei keine Rolle. Die Idee ist einfach zwingend überzeugend in Aussicht auf ein friedvolles schönes soziales Leben im Diesseits und somit auch im „ewigen Leben“.

L: Im gesellschaftspolitischen Bereich tun sich ja ohnehin enorme Felder auf, wo es unser gemeinsames Engagement braucht. Leider sind hier die Kirchenoberen weniger aktiv als die Gemeinden an der Basis. Aber es gibt gute Beispiele wie den „Marsch für Jesus“ oder den „Marsch fürs Leben“. Wir müssen gemeinsam dafür kämpfen, dass das Kreuz nicht aus dem täglichen Leben und dem öffentlichen Raum verdrängt wird, und wir haben eine gemeinsame Verantwortung für die Familien.

S: Was mir ganz wichtig wäre: Die Katholische Kirche sollte klar das Thema der Evolution aufgreifen. Offiziell hat sie die Lehre der Evolution ja schon anerkannt, aber ist da nicht offensiv. Der Mensch ist kein Sondermodell,

nicht extra geschaffen, sondern ein Entwicklungsprodukt. Das ist mit unserem Glauben, mit allem, was Jesus sagt, völlig vereinbar. Wenn wir das aufgreifen, kommen wir auch besser ins Gespräch. Vielleicht nicht mit den orthodoxen Juden und Muslimen, aber mit den Evangelischen Kirchen und vor allem mit den vielen Nichtgläubigen.

L: Ein starker Dialog mit den Naturwissenschaften kann auch den Religionen durchaus spannenden Input geben. Nur ein Beispiel: Mediziner, die sich mit Embryonalforschung beschäftigen, berichten, dass Menschen, die aus eingefrorenen Spermien und Eizellen entstanden sind, später von ständig wiederkehrenden Träumen erzählen, in denen sie im Gefrierschrank lebten. Außerdem, so die Forscher, wisse man in der Forschung von einem „Rucksack“, den Kinder von Eltern, Großeltern mitbekommen. Sie können sich an Gefühle und Ähnliches erinnern, die sie von

Eltern und Vorfahren übertragen bekommen haben müssen - anders könne man sich das nicht erklären. So betrachtet könnte auch der Begriff „Erbschuld“ oder „Erbsünde“ neue Relevanz bekommen.

Was ich damit meine: Wir müssen, egal ob als Katholiken oder Evangelische, nicht immer alles endgültig erklären. Und wir müssen nicht alles, was wir nicht erklären können, ins Reich des Symbolischen schieben. Vieles ist vielleicht noch gar nicht restlos erforscht und kann daher noch nicht verstanden werden.

Ein weiteres Beispiel für eine etwaige Richtigkeit biblischer Ereignisse könnte die Arche Noah oder vielmehr die Urflut sein. Interessanterweise findet man diese Flut auch in anderen Texten (in Ovids Metamorphosen; in der griechischen Mythologie: Deukalion und Pyrrha; im Gilgamesch-Epos). Wir wissen momentan einfach nicht, was an den

Erzählungen dran ist. Daher sollten wir auch nicht zu sehr darüber in Streit geraten.

S: Die christlichen Kirchen müssen einen Fokus auch darauf lenken, dass die Fehlbarkeit des Menschen und seine Schwächen vor allem in seiner enorm stör anfälligen Intelligenz begründet sind, die ja evolutionär noch in den Kinderschuhen steckt und vom Menschen maßlos überschätzt, ja als perfekt verstanden wird. Aus dieser Selbstüberschätzung entstehen „Sünden“. Wir sind geschaffen nach Gottes Ebenbild, sind aber von der Fertigung dieses Bildes noch weit entfernt. Jeder Einzelne kann – auch gemeinsam mit Andersdenkenden – daran weiterarbeiten.

Dr. Fritz Sommer (Kb), Jg. 1943, ist Allgemeinmediziner im Ruhestand.

Mag. Elias Ledermann (NdW), Jg. 1987, ist AHS-Lehrer für Latein und Altgriechisch.



vpnoe.at

volkspartei
niederösterreich

**Schauen wir gemeinsam darauf,
was für Niederösterreich wichtig ist.**

Wie einzigartig unser Land ist. Was seine Regionen ausmacht. Und was seine Menschen bewegen. Das ist das, worum es bei uns immer geht. Damit unser Niederösterreich weiter schafft, was es einfach am besten kann: Heimat geben. Und Zukunft sichern.

Landeshauptfrau Johanna Mikl-Leitner

Die Familie als Ort der Glaubensweitergabe

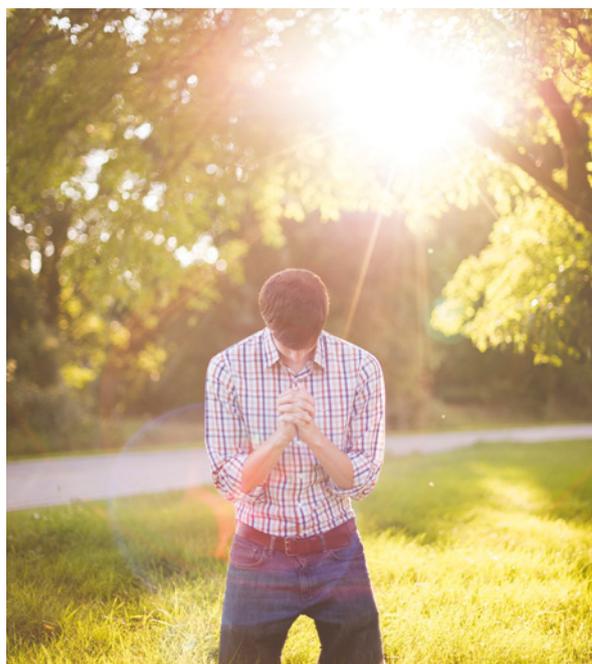
✦ Ernst Jauernik

Ein Artikel aus eigenem Erleben.

Vorangestellt seien folgende Gedanken und Überlegungen: Eine Familie ist mit einem Unternehmen vergleichbar, das im Bereich „Personalentwicklung“ tätig ist. Eltern versuchen nach bestem Wissen und Gewissen, Menschen zu formen, die entsprechend ihren Befähigungen und Veranlagungen optimal gefördert werden. Im Unternehmen „Familie“ kann man allerdings nicht kündigen. Dem Friedenserhalt und der Friedensförderung kommt daher vor allem in der Familie eine besondere Rolle zu, die in ihrem Schutzpatron, dem Heiligen Joseph, ein besonderes Vorbild findet.

Der Heilige Joseph ist einerseits der Schutzpatron der Familien, andererseits wird er auch als Joseph der Arbeiter titulierte, wobei der zweite Namensfesttag am 1. Mai, der eigentlich ein Marienfeiertag ist, vor über 100 Jahren politisch vereinnahmt wurde. Diese beiden Funktionen des Heiligen Joseph hängen tatsächlich eng zusammen. Sie bezeichnen im spirituellen Sinn auch den Arbeiter im Weingarten, der die Frucht trägt. Im Laufe des Lebens sind Kinder ein Teil dieser „Frucht“, für die der Vater auch eine transzendente Figur ist.

Joseph als Nährvater, der die ihm Anvertrauten schützt, bildet und lebensfähig macht, ist das Idealbild der Vaterfigur. Wie in einem Orchester, in dem selbst die besten Musiker froh sind, einem Dirigenten folgen zu können, der den Überblick behält, aber auch Autorität ausübt, brauchen auch Familienmitglieder eine Person, die diese Funktion wahrnimmt. Die Entwicklung dieser Befähigung ist ein Prozess, in dem man sich bewusst wird, was man ist, um es dann auch tatsächlich sein zu können. Instrumente, die bei dieser Entwicklung unterstützen, finden wir unter anderem in einem korrekten Verständnis von Ritterlichkeit und auch in Heiligenfiguren, wie dem



Heiligen Joseph, die um Hilfe angerufen werden können und auch Antwort geben – mitunter auf eine von uns unerwartete Art und Weise.

Die abendländische Familienkultur ist stärker christlich geprägt als dies vielen bewusst ist. Daher wird mit diesem Erbe auch oftmals schändlich umgegangen. Im Vergleich mit anderen Kulturkreisen muss festgehalten werden, dass das christliche Abendland zu einer Wiege für Freiheit und Menschenwürde geworden ist, deren Grundlagen auf das Christentum zurückgehen. Der Heilige Joseph zählt als Nährvater Jesu zum unmittelbaren Umfeld dieses Ursprungs und ist damit ein wesentlicher Teil des Fundaments unserer Gesellschaft.

Im Praktisch-Konkreten ist der Vater Vorbild und Träger der Weitergabe von Weltbild, Glauben,

Verantwortung, Tradition, Moral und Ethik – also einem Bündel an Aufgaben, das herausfordernd nicht sein könnte. Ohne ein eigenes Vorbild und ohne eigene Verankerung im Glauben ist das eine kaum erfüllbare Funktion, deren Wahrnehmung aber auch der Unterstützung durch Dritte bedarf, insbesondere der Mutter. Idealerweise wird diese Funktion auch generationsübergreifend verstanden. In diesem Kontext kommt der weiteren Verwandtschaft (Großeltern, Geschwister, etc) durchaus auch eine wesentliche Rolle zu.

Der Vater ist derjenige, der den Kindern hilft, zu ihrer Bestimmung zu gelangen. Von Gottes Gnaden hat er die Rolle als Vaterfigur inne und sorgt als Nährvater und Beschützer für die ihm anvertrauten Menschen. Diese Aufgabe ist ihm auch transzendental übertragen – es handelt sich dabei um eine gottgegebene und nicht um eine zufällig entstandene Funktion.

Daraus ist auch die Verantwortung des Vaters beziehungsweise der Eltern abzuleiten, die Kinder bestmöglich zu leiten und ihre Talente zu fördern. Aber auch das (Heraus-)Fordern, die Talente auch zu nutzen und zu entwickeln, zählt hier dazu: Anleitung zum Selbermachen, zum Ins-kalte-Wasser-Springen etc. sind hier Metaphern für den Aktionsbereich des Vaters, der den Kindern etwas zutraut und sie einfach machen lässt – auch wenn nicht alles von Anfang an klappt. Aber das Bewusstsein, dass der Schutzengel da ist und das Kind trotz Fehlern geliebt wird, gibt schon

diese Sicherheit, die für die Entwicklung einer gesunden Persönlichkeit nützlich ist.

Die für uns als Familie prägende Erfahrung war einfach das Glück, in der „richtigen“ pfarrlichen Umgebung zu leben. Die Pfarre St. Rochus in Wien-Landstraße stellte sich auf geistlichem, aber auch sozialem Gebiet als „perfekte“ Mit-Erziehungsumgebung heraus. Die Einbindung in Pfarrleben, Ministranten und Jungchar ermöglichte es uns als Familie, das religiöse Element mehr oder weniger durchgängig in den Familienablauf einzubauen. So sind für uns die Feste der Kirche Bestandteil unseres familiären Festkalenders geworden

Ich möchte dazu ein kleines Beispiel erzählen. Alle unsere Söhne sind Ministranten in unserer Pfarre. Das Feiern der Messe im Altarraum ist für sie etwas Selbstverständliches. Das Ministrantendasein endet aber spätestens mit dem Sakrament der Ehe. Als nun unser Ältester sich anschickte, in den Stand der Ehe zu treten, gab es am Tag der Hochzeit eine „Dernière“: Gleich vier – der damals Jüngste war gerade noch nicht Ministrant – dienten in der Frühmesse des Hochzeitstages. Eine sehr bewegende Geste, die mir zeigte, wie wichtig das religiöse, aber auch das traditionelle Element für uns geworden war und nach wie vor ist.

A FAMILY THAT PRAYS TOGETHER STAYS TOGETHER.

Wir bemühen uns, diesem Grundsatz zu folgen, da wir gelernt haben, dass uns das

gemeinsame Gebet Frieden bringt. So quasi ein Psychopharmakon, das uns immer wieder hilft, in Situationen des gegenseitigen Missverstehens wieder zusammen zu finden. Das alles vor dem Hintergrund, dass im Unternehmen „Familie“ keine Kündigung möglich ist. Es ist damit eine der familientypischen Hauptaufgaben, zu lernen, sich zu arrangieren. Damit wird die Fähigkeit Frieden zu stiften im kleinen Rahmen trainiert. Bedingt durch die Unterschiedlichkeit jedes einzelnen Familienmitglieds gibt es Reibung und Konflikt, aber auch Lösung und Versöhnung. Der dadurch gestiftete Frieden bereichert nicht nur die Kinder, sondern auch uns als Eltern und Großeltern.

Abschließend kann ich nur sagen, dass der Glaube und vor allem auch die - leider unregelmäßige, aber häufiger werdende - Praxis des Familiengebetes den Zusammenhalt in der Familie tatsächlich fördert und dass wir, wiewohl die Persönlichkeiten sehr unterschiedlich sind, einen fundierten Zusammenhalt spüren, wenn auch manche Reibereien trotzdem da sind. Aber die einigende Kraft des Glaubens führt uns immer wieder auf gute und gangbare Lösungswege.



Dr. Ernst Jauernik (StH) ist selbständiger Unternehmensberater in Wien. Er erfüllt Lehraufträge an mehreren Hochschulen Österreichs und international und ist Vater von drei Töchtern und fünf Söhnen.



75.
Niederösterreichischer
BAUERNBUNDBALL

13. JÄNNER 2018 • AUSTRIA CENTER VIENNA

Einlass: ab 19.00 Uhr • Eröffnung: 20.00 Uhr
Der Reinertrag fließt Studierenden aus
der Land- & Forstwirtschaft zu.
Kleidung: festliche Tracht oder Abendkleidung

Eintrittskarten:

Vorverkauf: 35 € • Abendkassa: 40 €
Ermäßigungskarte für Landjugendmitglieder und
Studenten: 20 €
Gruppenkarte ab 30 Personen: 30 €

Kartenbestellung:

karten@akademikergruppe.at
www.akademikergruppe.at
02742/9020-2210

Alle Infos zum Ball:

www.akademikergruppe.at



KOMPROMISSLOS IN ÄSTHETIK UND QUALITÄT

Dachraute 29x29

Produkt: Dachraute 29x29
Farbe: anthrazit
Ort: Humenné, SLK
Architektur: Ing. Miroslava Kasaničová - Atelier MK
Verarbeitung: KLTP, s.r.o. · Ing. Branislav Tulis



Sein Haus auf festen Grund bauen

 Andrea Pinz

Die Religionslehrer von heute stehen vor einer missionarischen Herausforderung. Ihre und unsere Kirche lebt in den urbanen Ballungsräumen längst in der Diaspora. Für viele Schüler ist der Religionsunterricht der erste Kontakt mit praktiziertem Glauben, wenn nicht sogar mit Religiösem an sich. – Zur Zukunft des Religionsunterrichts.

Wer bin ich?“, „Was soll ich tun?“, „Woher kommt das Leid?“, „Geglücktes Leben?“, „Gibt es etwas nach dem Tod?“ – Die Beschäftigung mit den großen Fragen der Menschen, nach Herkunft, Sinn und Ziel des eigenen Lebens und des Menschseins, ist Teil eines Konzeptes allgemeiner Bildung. Die

Bedeutung religiöser Bildung ist unumstritten, denn Religion eröffnet einen eigenen Zugang zur Wirklichkeit, der durch keinen anderen Modus der Welterfahrung ersetzt werden kann.

Der Ort religiöser Bildung in der Schule ist primär der konfessionell-profilierte

Religionsunterricht (RU). Er will die Schülerinnen und Schüler zu verantwortlichem Denken und Verhalten im Hinblick auf Religion und Glaube ermächtigen und zur Entwicklung einer gesprächsfähigen Identität beitragen. Der RU erschließt den Glauben als einen tragfähigen Lebensentwurf, der sich im



Religionsunterricht heute: Erstkontakt mit Gott.

Horizont der personalen Gottesbeziehung und des Evangeliums entfaltet. Diskurs und Erfahrung prägen den RU, konfessionelle Religionslehrerinnen und Religionslehrer thematisieren aus der Teilhaber-Perspektive.

Aufgabe des RU ist zunächst die Vermittlung eines Basiswissens über die eigene Tradition und andere Traditionen. Darüber hinaus begegnet er den großen Menschheitsfragen mit dem Sinnangebot des Evangeliums. Er will kognitive und emotionale Fähigkeiten ansprechen, personale und soziale Kompetenzen formieren und so zur Entwicklung einer reifen Persönlichkeit beitragen.

Der RU stärkt Schülerinnen und Schüler in ihrer Diskursfähigkeit. Religion wird in diesem Sinne nicht als bloße Privatsache begriffen, sondern wesentlich auch in ihrer politischen, gesellschaftsbewegenden Dimension in demokratischer Verantwortung vorgestellt. Insbesondere um den RU in seiner gesellschafts- und demokratiepolitischen Verantwortung zu stärken, werden in den letzten Jahren vermehrt auch neue Wege beschritten.

AUF GEÄNDERTE RAHMENBEDINGUNGEN REAGIEREN

Gerade in den Ballungszentren und speziell in der Bundeshauptstadt Wien sieht sich der katholische Religionsunterricht durch den demographischen Wandel mit neuen Herausforderungen konfrontiert. Die Statistik des Schuljahres 2016/17 verzeichnet im Pflichtschulbereich

(öffentliche und private Schulen) einen prozentualen Anteil von 31% katholischen, 52% andersgläubigen und 17% Kindern ohne religiöses Bekenntnis. Der Prozentsatz katholischer Schülerinnen und Schüler im AHS-Bereich beläuft sich auf 49%, jener der andersgläubigen auf 33%, 18% der Schülerinnen und Schüler an Wiener Gymnasien sind ohne religiöses Bekenntnis. Die Teilnahme am Religionsunterricht ist unter katholischen Kindern im Pflichtschulbereich mit 90 % sehr hoch. Im AHS-Bereich liegt sie bei 78%.

Die Administration des RU wird zunehmend schwierig. Aktuell gibt es in Österreich 16 anerkannte Religionsgemeinschaften, die konfessionellen Unterricht anbieten dürfen. Dies bedeutet für manche Wiener Schulen, den Unterricht von bis zu sieben Religionsgemeinschaften oder Konfessionen im Stundenplan unterbringen und gleichzeitig die Beaufsichtigung jener Kinder, die den Religionsunterricht nicht besuchen, zu organisieren. So wird der RU oft an Randstunden gelegt oder findet z.T. abgelöst von den anderen Fächern am Nachmittag statt.

SÄKULARISIERUNG KENNZEICHNET ÖSTERREICH

Die Situation des Religionsunterrichts ist eingebettet in ein gesellschaftspolitisches und soziales Gesamtklima. Dieses Klima ist gegenwärtig sehr ambivalent. Zum einen ist der gesellschaftliche Kontext in Wien, ähnlich wie in anderen Großstädten Österreichs und Europas,

gekennzeichnet von zunehmenden Säkularisierungstendenzen. Die wenigsten Kinder kommen aus praktizierenden christlichen Familien. Viele sind kaum religiös sozialisiert. Es dominieren neuzeitliche Selbstentwürfe, die wenig bis keinen Raum mehr lassen für Transzendenzbezüge. Der Mensch meistert sein Geschick und Wohlergehen ohne Rückgriff auf Gott. Der vielzitierte Philosoph Charles Taylor spricht in diesem Sinne von einem immanenten Humanismus und beschreibt das neuzeitliche Ich als „abgepuffert“, da es sich in seiner immanenten Selbstbegründung gut gegen den menschlichen Geist übersteigende Erfahrungen und Deutungen abzugrenzen weiß. Das neuzeitliche, säkularisierte Selbst- und Weltverständnis äußert sich in einer Indifferenz gegenüber Religion oder auch als explizite Ablehnung von Religion.

Zum anderen verzeichnet die religionssoziologische Forschung allerdings auch eine steigende Bedeutung des Themas Religion. Diese „Wiederkehr der Religion“ manifestiert sich allerdings vor allem als diffuse Religiosität, der spirituelle Durst wird mit pluralen Sinnangeboten gestillt, Patchwork-Religionen können gebastelt werden, selten geht es um konfessionelle Verbindlichkeit.

DIE KONFESSIONEN IM DIALOG

Um den sich verändernden Anforderungen an den RU in der Gegenwart gerecht zu werden, wurden in den letzten Jahren in Österreich neue

Unterrichtsmodelle entwickelt. Eines dieser Modelle, das im Schuljahr 2015/16 an 15 Schulstandorten in Wien eingeführt, 2016/17 auf 29 und 2017/18 auf über 40 Standorte ausgeweitet wurde, ist der dialogisch-konfessionelle Religionsunterricht (dk:RU). Es handelt sich um ein Unterrichtsmodell, das von vier christlichen Kirchen verantwortet wird: der Katholischen Kirche (Erzdiözese Wien), der Evangelischen Kirche A.B. und H.B., der Griechisch-Orientalischen Kirche und der Altkatholischen Kirche.

Die Konfessionalität des RU bleibt gewahrt und damit der gesetzliche Rahmen unangetastet. Um dies zu erreichen, sind drei mögliche Unterrichtsszenarien vorgesehen. (1) *Teamteaching*: Lehrende unterschiedlicher Konfessionen arbeiten zeitlich befristet in gemeinsamer Verantwortung zusammen. (2) *Semestertausch*: Lehrerinnen und Lehrer unterschiedlicher Konfessionen treffen Absprachen und unterrichten semesterweise nacheinander alle Schülerinnen und Schüler. (3) *Gastmodell*: Die Klasse wird ausschließlich von

der Lehrperson einer Konfession unterrichtet. Auch hier bleibt der konfessionelle Rahmen grundsätzlich gewahrt. Wie der dk:RU am Schulstandort konkret umgesetzt wird, hängt von den jeweils gegebenen Umständen ab.

Der dk:RU nimmt religiöse und kulturelle Diversität als persönlichkeitsbildende Ressource und Möglichkeit der Stärkung (religiöser) Identität wahr. Die authentischen Begegnungsmöglichkeiten mit Kindern und Lehrpersonen anderer Konfessionen sowie das Gespräch in einem geschützten und strukturierten Rahmen, in dem sich Kinder über die Glaubensinhalte des eigenen Bekenntnisses verständigen, kann wesentlich dazu beitragen, nicht nur den anderen besser kennenzulernen, sondern auch das Bewusstsein der eigenen Konfessionalität zu vertiefen. Gelernt wird, die eigene Konfession mit den Augen des anderen zu sehen und damit die fremde Perspektive besser zu verstehen. Der dk:RU macht auf diese Weise ein Christentum erfahrbar, in dem die Offenheit für die jeweils anderen prägendes Wesensmerkmal ist. Gerade an Schulen mit hoher

religiöser Pluralität kann dieses kooperative Unterrichtsmodell zum Lern- und Einübungsort für den Umgang mit religiöser Diversität werden.

In der 2016 durchgeführten wissenschaftlichen Evaluierung hat sich der dk:RU jedenfalls als zukunftssträchtiges und den gesellschaftlichen Herausforderungen begegnendes Unterrichtsmodell erwiesen. Dabei will der dk:RU keineswegs den herkömmlichen konfessionellen RU in Österreich ersetzen. Er versteht sich als Bereicherung des RU in seinen vielfältigen Möglichkeiten und wesentliche Unterstützung in seiner Aufgabe, Kinder und Jugendliche nicht nur auf dem Weg zu einem sinnerfüllten und verantwortlichen Leben zu begleiten, sondern auch für die gesellschaftlichen Herausforderungen ihrer konkreten Zeit zu rüsten.



Hofrätin Mag. Andrea Pinz ist Leiterin des Erzbischöflichen Amtes für Schule und Bildung, Wien, und Vorsitzende des Interdiözesanen Amtes für Unterricht und Erziehung.

Freifinanzierte Eigentumswohnungen mit großzügigen Freiflächen 1210 Wien, Grellgasse 7



Symboldarstellung

- Zwei-, Drei- und Vierzimmerwohnungen von 43m² bis 108m²
- Hochwertige Ausstattung, großzügige Freiflächen
- HWB = 37,78kWh/m²a / fGEE = 0,810
- Kaufpreis ab € 135.599,00, Tiefgaragenplatz € 22.600,00
- geplante Fertigstellung: September 2018

Kontakt: Tanja JIRKU, Tel.: 01/505 57 26 – 5500, E-Mail: tanja.jirku@frieden.at

**Gemeinnützige Bau- und Siedungsgenossenschaft FRIEDEN reg.Gen.m.b.H.
1130 Wien, Hietzinger Hauptstraße 119 / www.frieden.at**

Das Glaubensbekenntnis verstehen

📷/📺 Lucas Semmelmeier



Weber bei der Buchpräsentation im Haus des Herder-Verlags.

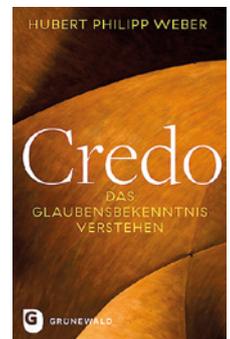
Als besonders originell wird man das Vorhaben, sich dem Glauben entlang der Struktur des Glaubensbekenntnisses zu nähern, nicht bezeichnen können. Von Irenäus bis Ratzinger (Rup) geht die Liste der „Großen“. Nun reiht sich Hubert Weber (DMW), Universitätsdozent für Dogmatik und Sekretär von Kardinal Schönborn (Rt-D) in diese Folge ein. Warum eigentlich?

Die Selbstverständlichkeit des Glaubens nimmt ab. Kritische Nachfragen müssen sich heute alle Gläubigen gefallen lassen, nicht nur Theologen. Anlass für dieses Buch war, dem Leser mögliche Antworten auf diese Fragen in die Hand zu geben. Bei ihrer Beantwortung bleibt Weber immer ausgeglichen. Wenn er theologische Traditionslinien darstellt, geht das gleichzeitig nie zu Lasten einer klugen, sensiblen

biblischen Grundlegung. Das macht die Lektüre zu einem sehr lebendigen Erlebnis. Aus akademischer Zurückhaltung verzichtet Weber auf die Schilderung von persönlichem Erleben. Und doch gilt auch für den Autor, was er zum Grundtenor seines Werks gemacht hat: Verstehen ist mehr, als intellektuelles Erkennen. Ich muss mich in der Antwort selbst wiederfinden. So schimmern an manchen Stellen doch unverkennbar persönliche, wenn auch dogmatisch stets wohl begründete Zugänge durch und illustrieren das Zu Glaubende besonders schön, fast lyrisch. Etwa wenn Weber über „den Geist als Gabe an die Menschen“ schreibt oder besonderen Wert auf die Stille des Karsamstags legt. Bei schwierigen Passagen (etwa: die heilige katholische Kirche) trifft man auf einen Autor, der es sich selbst nicht leicht macht, der aber diese

„Kirche auf dem Weg“ doch heilig nennt, der Heiligkeit Gottes wegen, von dem sie kommt und auf den sie als Weggemeinschaft der Heiligen zugeht.

Der Stil ist ungemein flüssig und doch elegant. Für die große Mehrheit der Nicht-Theologen unter den Lesern wird es zu einem dichten und doch sehr gut erschließbaren Handbuch des eigenen Glaubens. Begriffe werden rasch geklärt, auf ihnen gründende Gedankengänge nachvollziehbar und kohärent aufgebaut. So können beim Lesen wirklich der „Glaube des Herzens und die Rede des Mundes“ (Röm 10,9) zusammen kommen. Ein großartiges Weihnachtsgeschenk.



Hubert Weber
Credo.

Das Glaubensbekenntnis verstehen.

Grünewald, Wien 2017
ISBN: 978-3-7867-3100-9



Mag. Lucas Semmelmeier (Rt-D)
ist Theologe und Religionspädagoge in Wien.

Die nächste Chance heißt Digitalisierung

 Wilhelm Ortmayr /  Land NÖ

Ein schlanker Staat, viel dezentrale Kompetenz und Hochleistungsinternet auch im entlegensten Weiler: Johanna Mikl-Leitner (BAB), seit acht Monaten Landeshauptfrau von Niederösterreich, definiert sehr klar, wo Niederösterreichs Entwicklungspotenzial liegt.

Frau Landeshauptfrau, du hast die Nachfolge eines erfolgreichen Langzeitpolitikern angetreten und wirst natürlich vor allem im ersten Jahr von der Öffentlichkeit sehr genau beobachtet. Man möchte wissen, wie reformfreudig „die Neue“ ist, welche Akzente sie setzt und inwieweit sich der Stil an der Landesspitze ändert. Wie hast du’s für dich angelegt?

Ich bin ja für Medien und Menschen keine Unbekannte. Jeder weiß, dass ich schnell bei der Sache bin, klar in den Entscheidungen und sozial im Umgang. Ich habe ein Niederösterreich übernommen mit hervorragenden Grundlagen. Meine Generation hat das Glück, auf dem besten Niederösterreich aufbauen zu können, das es je gab.

Aber jeder Stil zu seiner Zeit. Erwin Pröll (Rt-D) war ein Politiker einer anderen Generation, er entstammt der Nachkriegsgeneration. Diese Generation hatte die Probleme ihrer Zeit zu lösen, Stichwort Ostöffnung, EU-Erweiterung, Internationalisierung, und diese Politikergeneration hat diese Aufgaben hervorragend gemeistert. Den Verantwortungsträgern von heute stellen sich



nun neue Themen, es bieten sich neue Chancen und Perspektiven, und wir haben neue Antworten zu geben. Die drei zentralsten Aufgaben heißen dabei: Deregulierung, Dezentralisierung und Digitalisierung.

Bei der Dezentralisierung von Bundesbehörden hat es jüngst einen zarten ministeriellen Vorstoß gegeben, der zumindest fünf Kilometer über die Grenze Wiens hinausgereicht hat. Soll's das gewesen sein?

Da sind mir zwei Themen wichtig: Erstens die Dezentralisierung

von Bundesinstitutionen aus der Hauptstadt Wien hinaus in die anderen acht Bundesländer. Derzeit haben die Bundesinstitutionen fast alle ihre Standorte und mehr als 95 Prozent ihres Personals in Wien. In Deutschland und der Schweiz sind wenigstens ein Viertel dieser Behörden dezentralisiert. Es kann mir keiner erklären, dass Standorte in Vorarlberg, Salzburg oder Kärnten schlechter sind als irgendein Wiener Bezirk. Und was in unseren Nachbarländern möglich ist, wird doch auch bei uns gehen – wenigstens ein Viertel, das wäre mein Ziel.

Zweitens ist es wichtig, dass auch wir als Land Verantwortung übernehmen und Arbeitsplätze in die ländlichen Regionen verlagern. Wir haben uns vorgenommen, von 2018 bis 2022 insgesamt 500 Arbeitsplätze aus St. Pölten abzuziehen und in die Regionen zu verlagern, wobei die Schwerpunkte im Wein- und Waldviertel liegen werden. Da reden wir von hochwertigen Jobs, und ich bin sicher, dass sich unter den Mitarbeitern des Landes viele Freiwillige melden werden, die gerne in den dezentralen Lagen arbeiten wollen. Welche Einheiten wir dezentralisieren, steht noch nicht zur Gänze fest. Ein ganz klassisches Beispiel ist jenes Referat, das Strafbescheide an ausländische Kfz-Lenker ausstellt. Da gibt es so gut wie keinen Parteienverkehr, somit ist es völlig egal, wo diese Schreibtische stehen. Mir ist aber wichtig, dass alle diese Maßnahmen immer im Einvernehmen mit der Personalvertretung passieren und nicht von oben herab verordnet werden.

Welche Behörden könnten raus aus Wien? Nachgeordnete Bundesdienststellen? Oberstgerichte? Oder sogar Teile von Ministerien?

Da könnte ich mir vieles vorstellen. Ich möchte aber während der Regierungsverhandlungen keine öffentliche Diskussion vom Zaun brechen. Ich denke, das Umweltbundesamt wäre ein guter Anfang. Es ist in Wien auf vier Standorte verteilt, die allesamt in einem schlechten Zustand sind. Da macht eine Neuaufstellung Sinn. Und was das Land

Niederösterreich seinerzeit mit dem gesamten Amt der Landesregierung geschafft hat, nämlich die Übersiedlung von Wien nach St. Pölten, werden wohl auch deutlich kleinere Bundesinstitutionen schaffen. Für Niederösterreich und Klosterneuburg wäre das Umweltbundesamt ein Gewinn.

Stichwort Deregulierung – ein Dauerbrenner. Tatsächlich werden die Gesetze aber immer mehr. Wo sollten Bund und Länder ansetzen?

Wir haben da schon einiges gemacht und sollten auch noch weitergehen. Bei Betriebsanlagengenehmigungen etwa, oder bei Bauverfahren. Wenn zum Beispiel beim Straßenbau eine Kleinstumfahrung zehn Jahre dauert bis zur Genehmigung, dann muss sich der Gesetzgeber schon was überlegen.

Eine Strukturreform größeren Ausmaßes wäre auch kein Übel, sagt die Mehrheit der Österreicher. Wo wäre Niederösterreich bereit, Aufgaben im Bundestaatsverband neu zu ordnen?

Es ist jedem klar, dass es zu einer Klärung kommen muss, was eine klare Kompetenzzuschreibung betrifft und auch eine Straffung der Zuständigkeiten. Aber da gehören alle an einen Tisch, Zurufe von außen nützen wenig. Das ist Teil des neuen Stil, den ich bei meinem Amtsantritt ausgerufen habe und den ich auch beherzige.

Und Strukturbereinigungen im eigenen Haus ...? Erwin Pröll war mutig und hat den

großen Bezirk Wien-Umgebung aufgelöst. Werden weitere Zusammenlegungen folgen?

Die Auflösung des Bezirks Wien-Umgebung war ein durchdachter und lange vorbereiteter Schritt. Zurzeit sehe ich keine Veranlassung, weitere Bezirke aufzulösen. Im Gegenteil, wir wollen die Regionen stärken, und da gehört ein gutes Bürger-Service vor Ort selbstverständlich dazu.

Du hast die Digitalisierung als wesentliches Ziel genannt. Mit welcher Perspektive?

Der Breitband-Ausbau ist für Niederösterreich eine Riesenchance. Denn leistungsstarke Datenverbindungen heben die Standortnachteile der entlegenen Regionen auf. Wir schaffen dort Arbeitsplätze, indem wir die Wirtschaft auch in die Randlagen bringen. Derzeit gibt es vier Pilotregionen für den Breitbandausbau, später soll die Offensive auf ganz Niederösterreich ausgedehnt werden. Dafür werden wir in den kommenden Jahren eine Milliarde Euro investieren.

Ich glaube, der digitale Wandel ist die große Chance, die Prosperität der Randlagen vom Thema Verkehr zu entkoppeln. Bisher ist ja die Anbindung an einen leistungsfähigen Verkehrsträger der Hauptgrund dafür, ob eine Gemeinde wächst oder stagniert. Breitband kann das aufheben. Nehmen Sie zum Beispiel T-Systems, die Großkundensparte der Deutschen Telekom für vernetzte Informations- und Kommunikationstechnologie. Deren



Österreich-Tochter unterhält Standorte in einigen österreichischen Ballungszentren, aber es gibt auch 55 Arbeitsplätze in Gmünd. Weil „Standort“ in dieser Branche eigentlich nur mehr ein untergeordnetes Thema ist.

Das heißt, dass die Niederösterreicher künftig nicht mehr pendeln, sondern Breitband nützen werden?

Ganz ohne Pendeln wird's nicht gehen. Schon allein wegen der zentralen Bildungseinrichtungen,

aber auch auf Grund des größeren Jobangebots in Wien und in den niederösterreichischen Zentralräumen. Nur den Datenverkehr zu beschleunigen, wird somit nicht genügen. Uns ist auch der Ausbau der Mobilität wichtig. Wir investieren in den nächsten Jahren mit dem Bund und den Verkehrsträgern immerhin 3,3 Milliarden Euro in den öffentlichen Verkehr und den Straßenbau. Die Landbezirke sollen noch dichter an die urbanen Ballungszentren angebunden werden, die ländlichen Gegenden mit besserem Takt an ihre jeweiligen Bezirkshauptstädte. Hier wird es deutliche Verdichtungen geben.

Ein Blick auf die jüngsten Wahlergebnisse vermittelt den Eindruck, dass in ganz Österreich die ländlichen Regionen zunehmend anders ticken als

die großen Städte. Man reagiert offenkundig sehr unterschiedlich auf die jüngsten Veränderungen, weil das tägliche Leben in den Städten völlig anders aussieht als am Land – wirtschaftlich, sozial, gesellschaftlich. Fürchtest Du eine Zunahme dieses Stadt-Land-Gefälles?

Ich denke, es gibt kein Auseinanderdriften. Wir beobachten, dass es im Zuge der Globalisierung und der Veränderungen, mit denen wir konfrontiert sind, also Migration, Integration, Klimawandel, zunehmende Globalisierung, Extremismus, Terrorismus - dass das Themen sind, die den Wunsch nach Heimat immer stärker werden lassen. Es gibt eine Sehnsucht nach Orientierung, Identität und Heimat. Und es gibt auch einen klaren Trend zum Leben am Land. Das betrifft nicht nur die Orte



Andreas Unterberger

Das ganz unkorrekte Tagebuch zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft

Österreichs meistgelesener Internet-Blog:

www.andreas-unterberger.at

rund um die Ballungszentren. Die Großstädter ziehen auch in ländliche Gegenden, weil sie die kleinen Strukturen suchen, den familiären Zusammenhalt, das Vereinsleben, die dörflichen Gemeinschaften. Die Zahl der Direktvermarkter, nicht nur im landwirtschaftlichen Bereich, nimmt ständig zu.

Was ist Heimat für die Niederösterreicher?

Ganz ohne Zweifel hat sich seit der Hauptstadtgründung, also in den vergangenen 30 Jahren, ein starkes Landesbewusstsein entwickelt. Aber: Heimat ist für mich nicht unbedingt ein bestimmtes

Land oder eine Region. Heimat ist, wo man sich zuhause fühlt, wo Traditionen und gewachsenes Brauchtum erkennbar sind, wo es Zusammenhalt gibt und gemeinsames Feiern. Und da bin ich eindeutig für klare Inhalte und gegen alles Verwaschene: Wenn Weihnachtsmärkte zu „Wintermärkten“ werden und wenn von Weihnachten nur noch ein „Lichterfest“ übrig bleibt, dann laufen wir Gefahr, unsere Traditionen und ihre tatsächlichen Inhalte zu verlieren. Gerade für Couleurstudenten spiegelt sich Heimat ja in der Verbundenheit zu unserem Prinzip patria wider und ist ein wichtiger Bestandteil unserer Wertehaltung.

Wo siehst Du Dein Land 2028 oder 2038?

Mein Ziel ist, im digitalen Wandel international konkurrenzfähig zu bleiben. Da gilt es jetzt die Weichen zu stellen. Wir müssen den digitalen Wandel nutzen. Er ist für Niederösterreich eine ebenso große Chance wie der Fall des Eisernen Vorhangs in den Neunziger- und Nuller-Jahren. Darüber hinaus ist mir das Miteinander im Land wichtig. Denn ich bin überzeugt, dass das Miteinander der Treibstoff für eine erfolgreiche Zukunft ist. Darauf müssen wir setzen und das ist mir wichtig.

Weihnachten als Chance, den Glauben zu bekennen www.steylermission.at

Das Fest der Geburt Jesu ist vielerorts bereits ein nostalgisches Folklorefest geworden. Ältere schwelgen in Kindheitserinnerungen und viele sehnen sich nach einer Familienidylle, die es bedingt durch die heutige gesellschaftliche Diversität in einer simplen Eindimensionalität kaum mehr gibt.

Weil aber Weihnachten sich immer mehr zu einem Event entwickelt, wo diffuse Sehnsüchte geschickt kommerziell betäubt werden, ist es umso mehr angesagt, sich der Wurzeln dieses Festes bewusst zu werden. Gott ist Mensch geworden. Mit der Geburt Jesu, seinem Tod und seiner Auferstehung wurde der Grundstein unserer christlichen Kirche gelegt. Konstituierend war und ist die Feier der Liturgie, der Dienst an Notleidenden (Diakonie), das persönliche Bekenntnis (Martyria) und die Gemeinschaft der Gläubigen (Koinonia).

Als Christen können und dürfen wir diesen gesellschaftlichen Hype, den das Weihnachtsfest mit sich bringt, nicht ungenützt – im Sinne der befreienden Botschaft Jesus – vorübergehen lassen. Es ist eine Chance, den eigenen Glauben im Gespräch mit anderen zu bezeugen. Dieses Bekenntnis wird umso glaubwürdiger, wenn man sich helfend für Arme und Ausgegrenzte einsetzt. Diese Herausforderungen sind in einer kirchlichen Gemeinschaft leichter zu bewältigen. Denn sie stärkt und spendet Kraft vor allem in Situationen, wo man mit seiner Überzeugung als wirklichkeitsfremd oder gar als anachronistisch wahrgenommen wird.

Darüber hinaus muss man sich bewusst sein, dass man als bekennender Glaubender von Religionsfernen genau beobachtet wird. Gerade deshalb bedarf es vieler Christen, die reflektiert und empathisch sich für unsere Gesellschaft einsetzen, sei es in Österreich oder in anderen Regionen unserer Welt. Das Reich Gottes, das wir Christen verkünden ist nicht ein Gottesstaat, der Freiheiten Andersdenkender einschränkt. So schwer ein eschatologischer Vorbehalt für uns als Individuum auszuhalten ist, dass eben die Herrschaft unseres Erlösers bereits angebrochen, aber nicht vollendet ist, so befreiend und auch entlastend ist es für unser politisches und wirtschaftliches Handeln. Die einzige Prämisse ist, dass wir mitwirken dürfen zum Wohle aller.

Dieser Ausgabe von Academia liegt ein Zahlschein der Steyler Missionare bei. Sie arbeiten in wirtschaftlich benachteiligten Regionen und können ihren Dienst nur mit Hilfe engagierter Christen ausüben.

BEZAHLTE EINSCHALTUNG

„Ein dringender Appell an die Bundesregierung“

✍ Georg Feith

Prof. Dr. Bernhard Felderer, Dr. Claus Raidl (Baj), Dr. Franz Schellhorn, Dr. Ingrid Nemeč und Mag. Elisabeth Mayerhofer haben Mitte November in Wien die Forderungen der „Aktion Generationengerechtigkeit“ vorgestellt. Der Verein wurde mit Unterstützung des ÖCV gegründet, um die Schieflage des Generationenvertrages wieder in Balance zu bringen.

Es ist Fakt: Das österreichische Pensionssystem zählt nicht nur zu den teuersten, sondern auch zu den am wenigsten nachhaltigen Modellen Europas. Zahlreiche Studien, Experten und Rankings bescheinigen dem heimischen Modell den Kollaps, wenn nicht rasch die notwendigen Schritte ergriffen werden. „Aus budgetärer Sicht können wir uns das heimische System auf Dauer nicht leisten“, kommentiert Prof. Bernhard Felderer und fasst zusammen: „Wir entwickeln uns weiter, leben länger und kosten dem System immer mehr Geld – dass sich so etwas nicht ausgehen kann, liegt auf der Hand. Der Generationenvertrag ist damit in Gefahr.“

„Wir brauchen einen neuen Generationenvertrag. Es ist höchste Zeit für echte Reformen. Jedes Beschönigen und Verschieben ist unverantwortlich den nächsten Generationen gegenüber. Wir müssen handeln! Es müssen die Lasten wieder fairer nach dem Prinzip der Solidarität zwischen den Generationen aufgeteilt werden. Das ist eine Frage der Gerechtigkeit“, so Felderer.

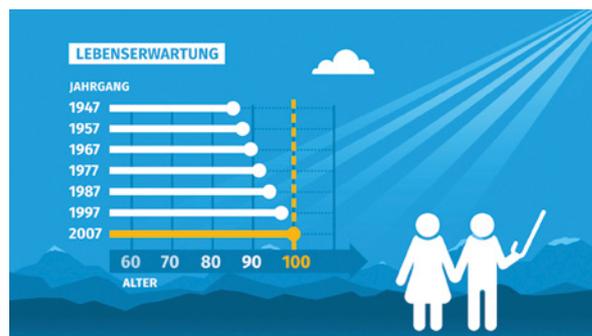
Anhebung des gesetzlichen und des faktischen Pensionsantrittsalter für Männer und Frauen

Es ist dringend notwendig, dass hier rasch gehandelt wird. Ergänzt wird diese Forderung durch Dr. Ingrid Nemeč, ehemalige Sektionschefin im Familienministerium, in Bezug auf das Pensionsantrittsalter der Frauen: „Wir wissen, dass wir hier vor 2024 wohl keine Chance haben werden, aber es ist wesentlich, diesen Prozess zu beschleunigen – also möchten wir die Dauer von zehn auf fünf Jahre verkürzen“, konkretisiert Nemeč diese Forderung nach einer

Anhebung des Mindestpensionsantrittsalters für Frauen um fünf Jahre ab 2024 bis 2028.

Koppelung des Pensionsantrittsalters an die Lebenserwartung

„Wir werden immer älter – das ist wunderbar, aber mit dem derzeitigen System nicht leistbar“, fasst Franz Schellhorn, Direktor der Agenda Austria, zusammen und führt weiter aus: „Es ist nicht nur notwendig das tatsächliche Antrittsalter an das gesetzliche Antrittsalter heranzuführen, sondern



auch das gesetzliche Pensionsantrittsalter an die steigende Lebenserwartung anzugleichen.“ Seit 1980 sind die durchschnittlichen Jahre im Ruhestand von zehn auf 23 Jahre angestiegen, die Deckungslücke aller Pensionen, die aus dem Budget gedeckt werden muss, hat sich seit 1980 von 4 Mrd. € auf rund 21 Mrd. mehr als verfünffacht. Das sind zwei Hypo-Alpe Adria-Konkurse – jedes Jahr. Wirtschaftsfor- schungsinstitute vermögen kaum das Wirtschaftswachstum für das nächste Jahr vorherzusagen, eine seriöse Prognose bis 2060 ist unmöglich. Deshalb kann auch nicht der Prozentsatz der Pensionskosten vom BIP in der Zukunft vorhergesagt werden. Dass aber der Anteil der über 65-Jährigen stetig steigt ist gewiss“, erläutert Schellhorn.

Abflachung der Einkommenskurve für Arbeitnehmer ab 55/60

Ab diesem Alter sollten die Kollektivvertragserhöhungen nur mehr gering ausfallen oder überhaupt wegfallen. „Wir verdienen zur falschen Zeit das falsche Geld“, erläutert Claus Raidl „man muss sich die Gehaltskurven ansehen – Familien werden gegründet, wenn man zwischen 25 und 35 ist und nicht erst mit 55 Jahren“, plädiert er dafür, dass die Einkommenskurve abgeflacht wird. In Österreich liegt das Arbeitseinkommen der unter 30-Jährigen bei 57,3% im Vergleich zu Menschen mit 60+. „Österreich hat einen der steilsten Anstiege der Lebensinkommenskurven in Europa – diese abzuflachen ist Aufgabe der Tarifpartner“.

Solidaritätskrise zwischen den Generationen

Für Elisabeth Mayerhofer sind vor allem die Regelungen für Frauen nicht weitreichend genug: „Als junge Mutter merke ich in meiner und jüngeren Generationen, dass wir nicht mehr an das System der Solidarität und Gerechtigkeit glauben. Ich führe viele Gespräche mit jungen Menschen. Um es auf den Punkt zu bringen: es glaubt fast niemand mehr daran, dass er/sie im Alter eine nennenswerte staatliche Pension beziehen wird von der er/sie leben können wird.“

Vereinheitlichung der Systeme

Die Pensionssysteme für ASVG, Beamte, ÖBB, Kammern etc. sollten bereits in längstens 15 Jahren für alle Pensionisten vereinheitlicht werden, also bereits bis 2032 statt bis 2040, durch Umstellung aller Systeme zu einem Stichtag – 1.1.2020 – unter Mitnahme des Pensionskontos, das die Vergangenheit des bisherigen Systems abbildet. „Im Sinne einer Gleichbehandlung aller muss es das Ziel sein, in spätestens 15 Jahren alle Systeme harmonisiert zu haben – dann gibt es auch die Ausreden der unterschiedlichen ‚Altsysteme‘ nicht mehr“, argumentiert Schellhorn eine dringend notwendige Anpassung bzw. auf jeden Fall das Commitment dazu.

Stärkung der zweiten und dritten Säule – Entfernung aller Barrieren

„Aus fiskalpolitischer Sicht ist es nicht sehr klug, sein komplettes Pensionssystem nur auf einer

Säule aufzubauen. Um den Bundeszuschuss zu den Alterspensionen von rund 21 Milliarden abzumildern, muss der Ausbau der ersten auf die zweite Säule, der Betrieblichen, unter Einbeziehung der dritten Säule attraktiver gemacht werden“, betonte Claus Raidl.

„Im Sinne einer fairen, gemeinsamen Zukunft, werden wir uns auch weiterhin über diese Plattform dafür einsetzen, dass ein Umdenken in der Österreichischen Bundesregierung stattfindet“, so Raidl, Nemeč, Felderer, Schellhorn, Mayerhofer unisono. Um das sicherzustellen brauchen wir in der Bundesregierung eine/n Beauftragte/n für Generationengerechtigkeit, der alle Kompetenzen in einer Hand bündelt.

Abzuwarten bleibt, ob der Neuanfang, der bei den Koalitionsverhandlungen beschworen wird, auch die notwendigen Maßnahmen zur Pensionsreform beinhaltet. Ohne eine Lösung für dieses Thema wird nicht nur die Solidargemeinschaft zwischen Generationen auf die Probe gestellt, sondern auch eine Sanierung des Budgets bei einer Senkung der Staatsquote unmöglich.

Nähere Details zur Aktion Generationengerechtigkeit unter: www.gerechte-pensionen.at



Dipl.-Ing. Georg Feith, MBA (GIL)
ist Vorsitzender der Verbandsführung des ÖCV.

„Der spielentscheidende Faktor war Kurz“

 Florian Kamleitner

Philipp Maderthaner, Inhaber des „campaigning bureau“ und Zentralgehirn der türkisen Wahlbewegung, streut dem Sieger Rosen. Und erklärt die Qualitäten der individuell auf Kurz zugeschnittenen Kampagne.

Gratulation zum Wahlsieg, Herr Maderthaner! Was benötigt man eigentlich für eine erfolgreiche Wahlkampagne?

Danke für die Gratulation! Der Erfolg dieser Kampagne ist auch eine Bestätigung dafür, dass man in Österreich einen Wahlsieg mit ausschließlich positivem Spirit und einer gewissen Haltung erreichen kann. Dahinter steht aber ein Bouquet an Faktoren. In der Rückbetrachtung ist ein erfolgreicher Wahlkampf immer perfekt – wenn man verloren hat, war alles eine Katastrophe. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Aber ich bringe die Voraussetzung für eine gute Kampagne mit den drei C's auf den Punkt: candidate, cause and campaign, also der Kandidat, das Anliegen und die Kampagne. Es benötigt aus allen

drei Bereichen etwas, um erfolgreich zu sein, was uns scheinbar gelungen ist.

Ich möchte aus den drei C's mit der campaign beginnen. Sie haben sich für die Kampagne von Sebastian Kurz sogenannter „digitaler Wunderwaffen“ aus den USA bedient. Welche Rolle spielen solche digitalen campaigning tools und wo wurden sie speziell eingesetzt?

Wir haben 2013 eine Partnerschaft mit der Agentur „blue state digital“, die den Wahlkampf von Barack Obama 2008 und 2012 begleitet hat, geschlossen. Deren Technologie haben wir erstmals für den Vorzugsstimmenwahlkampf von Sebastian Kurz 2013 und die Betreuung danach verwendet. Für die Nationalratswahl

konnten wir mit dem „Cam-builder“ bereits auf unsere eigene Technologie zurückgreifen. Dabei handelt es sich um Datenbank-Tools mit dem Zweck, Kontakt zu den Menschen aufzubauen, die wichtig für die eigene Sache sind, und über jede Interaktion mit diesen Kontakten über die Kontakte selbst zu lernen, um diese Menschen dann besser mobilisieren zu können. Speziell bei der Bewegung, wie wir sie angestrebt haben, war dies der Schlüsselpunkt um Menschen, die sich beteiligen wollen, zu involvieren.

Das heißt, Sie haben seit 2013 Daten von Unterstützern gesammelt, um das Team Kurz zu formieren?

Das Team Kurz ist 2013 mit ca. 50.000 Unterstützern aus der

Sie streben nach Wachstum? Dann brauchen Sie mehr Raum.

Wachstum kennt keine Grenzen. Mit 47000 Mitarbeitern begleiten wir Sie weltweit in 130 Ländern auf Ihrem weiteren Wachstumskurs.

granthornton.at

 Grant Thornton | An instinct for growth™

Audit | Tax | Advisory

© 2017 Grant Thornton Unireu GmbH Wirtschaftsprüfungs- und Steuerberatungsgesellschaft ist eine Mitgliedsfirma von Grant Thornton International Ltd (GTIL). GTIL und die Mitgliedsfirmen sind keine weltweite Partnerschaft. Jede Mitgliedsfirma erbringt ihre Dienstleistungen eigenverantwortlich und unabhängig von GTIL oder anderen Mitgliedsfirmen.



Wahl herausgegangen. Mit diesen Menschen sind wir über die Jahre in Kontakt geblieben. Wir haben permanent versucht, sie für unsere Sache zu involvieren. Im Zuge der vergangenen Mobilisierung haben wir diese Zahl auf 250.000 ausgebaut. Wir haben jeden sechsten unserer Wähler gekannt und in unseren Systemen aktiv verwaltet und dadurch Inhalte gezielt an ihn adressieren können. Zusätzlich konnten wir auf 700.000 Facebook Fans und einer durchschnittlichen Reichweite von zwei Millionen Menschen zurückgreifen. Damit können wir sagen, in der Breite jeden unserer Wähler auf eine gewisse Art persönlich versorgt zu haben.

Mit der Breite sind wir beim zweiten C, dem cause. Sämtliche Inhalte der Kurz-Kampagne waren sehr mehrheitsfähig für eine breite Bevölkerung angelegt. Ecken und Kanten wie bei einer ähnlich erfolgreichen Gudrun Kugler fehlten. Wieso?

Wenn man beide Kampagnen vergleichen will, haben beide Kandidaten Ecken und Kanten gezeigt, was per se eine Voraussetzung für eine erfolgreiche Mobilisierung ist. Mobilisierung und Kampagne hat viel mit Führung zu tun, denn wer nicht weiß, wo er hin möchte, braucht sich nicht zu wundern, wenn ihm keiner folgt. Bei Sebastian Kurz war die Zuspitzung auf die Veränderung und die Erneuerung die klare Kante, auf die man es am Ende reduzieren konnte.

Wieso hat dann eine Veränderung des Pensionssystems im Sinne der Generationengerechtigkeit



trotzdem keinen Eingang in die Kampagne gefunden?

Am Ende eines Tages geht es darum, zu priorisieren welche Themen auf der kommunikativen Agenda stehen müssen. Betrachtet man das volle Programm, wird auch dieses niemals die volle mediale Rezipitur finden. Am Ende geht es darum, auf bestimmte Themen zuzuspitzen, die in der Kampagnisierung prioritär sind. Da fiel die Entscheidung dieses Mal so, wie sie gefallen ist. Was aber nicht den Rückschluss zulässt, dass manche Themen weniger wichtig wären, als andere sind.

Dann kommen wir zum dritten C, dem candidate. Was macht Sebastian Kurz charismatisch?

Generell kann man sagen, dass die Person Sebastian Kurz der spielentscheidende Faktor war. Was macht er anders? Er zeigte über die Jahre Haltung und

vertrat seine Positionen über Jahre hinweg. Das wird ihm positiv zugeschrieben. Er bringt Eigenschaften für einen Politiker mit, die mittlerweile selten sind, dass man sie hervorheben muss. Er hat eine unglaubliche Gabe, Perspektiven und Sichtpunkte wie ein Schwamm aufzusaugen, aber dann auch den Mut zu haben, Entscheidungen zu treffen. Er hat niemals die Sache aus den Augen verloren und hat nicht wie andere das eigene Ego als Brett vorm Kopf. Mit diesem klaren Blick kann man leichter Politik machen, er sieht sich nicht als den Wichtigsten im Raum, den Klügsten und den Besten, das verschafft ihm Vorteile. Wie es anders gehen kann, hat man in anderen Kampagnen gesehen.

Der Kandidat war also perfekt, was war dann Ihre Aufgabe dabei?

Im Unterscheid zum politischen Mitbewerber verstehen wir eine Kampagne nicht als Stangenware,

wo man mit einem internationalen Guru einen Wahlsieg kauft. Nach unserer Philosophie ist eine Kampagne ein Maßanzug, der einem Kandidaten auf den Leib geschneidert sein muss. Der Job ist nicht, etwas künstlich zu inszenieren. Wir haben im Rahmen dieser Kampagne das „was ist“ hervorgehoben. Zum Beispiel haben wir eben die Stärke von Sebastian Kurz zuzuhören versucht zu zeigen, also das zu zeigen, was wir aus seinem näheren Umfeld über all die Jahre wahrgenommen haben.

Kampagnen finden primär bei Interessensvertretungen und in der Politik Anwendung. Kann man ihre Tools auch in der Privatwirtschaft verwenden?

Campaigning ist für mich die Fähigkeit Menschen zu begeistern, zu beteiligen und zu mobilisieren. Das ist eine Schlüsselqualifikation für Organisationen und Unternehmen

aller Art geworden. Die digitale Vernetzung brachte eine enorme Machtverschiebung in Richtung Individuum. Der einzelne hat durch soziale Netzwerke eine unglaubliche Selbstorganisationskraft erreicht. Die Frage, die sich in der heutigen Welt jeder stellen muss ist: „Schaffe ich es jemanden für meine Sache zu begeistern?“ Unternehmen tun gut daran, sich nicht mehr über ihre Produkte zu definieren, denn diese sind austauschbar geworden. Google entscheidet heute zehnmal mehr, was jeder einzelne kauft, als alle anderen. Menschen definieren ihre Entscheidungen heute viel mehr über gemeinsame Überzeugungen.

Unter diesen Gesichtspunkten ist die Diskussion #metoo über sexuelle Gewalt an Frauen ja auch eine Art Kampagne?

Absolut, aber ich bringe eine Einschränkung für dieses Beispiel. Wir erleben viele Phänomene

in den sozialen Medien, wo sich über Nacht Gruppen rund um ein Thema oder ein Anliegen organisieren. Das ist hier passiert. Wenn sich in einer Kampagne keine Führung herauskristallisiert, schaffen es diese nicht, ihre Wirkung auf den Boden zu bringen. Der Faktor Führung ist in einer Kampagne der entscheidende, um schlussendlich auch eine Wirkung zu erzielen. Ich bin deswegen auch bei der sogenannten Schwarmintelligenz sehr skeptisch, ein Schwarm kann Aufmerksamkeit erzielen, aber nicht mehr.

Ihre politische Heimat ist die Schülerunion, mich würde deswegen interessieren, wieso Sie es nie zum MKV oder ÖCV verschlagen hat?

Das ist einfach beantwortet, die Volkspartei hat mich aus der Schülerunion rekrutiert. Nach meiner Zeit als Landesschülervertreter holte mich Johanna Mikl-Leitner als parlamentarischen Mitarbeiter zu sich. Dann ergab das eine das andere, und ich bin direkt ins Berufsleben gestürzt. Vielleicht der Grund, warum ich mich nie als Student gefühlt habe. Das Studium absolvierte ich außerhalb meiner beruflichen Tätigkeit, die mich voll vereinnahmte. Deswegen habe ich nie den Weg zu einer Studentenverbindung gefunden.



Dipl.-Ing. Florian Kamleitner (Rd)
ist im Kunststoffcluster von ECO Plus NÖ beschäftigt.

Das Märchen vom Rechtsruck

Die in- und ausländische – meist künstliche – Erregung war groß: der „antifaschistische Karneval“ beklagte einen „Rechtsruck“ und warnte vor „Schwarz-Blau“. So weit so erwartbar und falsch. Genauso wenig wie es 2016 bei der Präsidentschaftswahl einen Linksruck gegeben hat, gibt es heuer einen Rechtsruck. Mit Ausnahme der absoluten SPÖ-Mehrheiten zwischen 1971 und 1983 gab es nämlich stets eine Mehrheit rechts von der Mitte, nur kam diese in der jüngeren Vergangenheit nur einmal (von 2000-2006) zum Tragen.

Und jetzt soll also wieder Schwarz/Türkis-Blau kommen. In jeder westlichen Demokratie ein völlig normaler Vorgang, in Österreich eine unerhörte Provokation. Gehört es doch zum „Schöpfungsplan“, wie ihn die SPÖ und die ihr ergebenden Medien verstehen, dass die SPÖ fixer Bestandteil des regierenden Machtkartells zu sein hat; damit sie und ihre Verbündeten in Gewerkschaft, Arbeiterkammer und Sozialbürokratie als „strukturkonservative Verhinderer“ (so Hans Rauscher im „Standard“) weiterhin blockieren können. Das Njet der SPÖ zu Pensionsreformen (Stichwort Pensionsautomatik), zur Abschaffung der kalten Progression, zu echten Reformen im Gesundheitswesen oder etwa zu einem modernen Sicherheitskonzept im Kampf gegen den Terror sind bekannt.

Die neue Regierungskonstellation bietet immerhin die Chance, bisherige Irrwege zu beenden und überfällige Reformen anzugehen.

In der Bildungspolitik etwa sollte das Konzept „Deutsch vor Schuleintritt“ umgehend realisiert werden, weiters sollten ideologiegetriebene Maßnahmen zurückgenommen werden, um sich dem Ausbau eines qualitativen differenzierten Schulwesens widmen zu können. Eine Abkehr von einer „verheerenden Erleichterungsdidaktik“, die „Bildung als ein anspruchsloses Angebot für Anspruchslose“ versteht (so Konrad Paul Liessmann), tut not! Im Hochschulbereich könnte ein Mix aus Zugangsbeschränkungen und Studiengebühren – wie international üblich – rasch Qualität und Output verbessern.

Im Gesundheitswesen attestiert uns eine aktuelle OECD-Studie, dass von den 35 Milliarden Euro, die wir jährlich ausgeben, ein Fünftel – also sieben Milliarden(!) – verschwendet werden, weil hier „viele unterschiedliche Interessen“ involviert sind. Eng mit diesen „Interessen“ verbunden ist das Ärgernis, dass die Transparenzdatenbank, die eine effiziente Mittelverwendung kontrollieren sollte, nach wie vor von den Ländern und Gemeinden nicht mit Daten beliefert – also sabotiert – wird.

In der Migrationsfrage sollte nunmehr ein effizientes Programm auf den Weg gebracht werden, das die Attraktivität Österreichs als Zielland für Migranten dramatisch reduziert – auch ein Thema, das mit der SPÖ nicht zu realisieren war.

Das sind nur einige konkrete Beispiele aus der Fülle des Reformstaus, die zeigen, wo man einerseits die konsequente Verschwendung von Steuergeld stoppen und gleichzeitig die Qualität der staatlichen Leistungen verbessern könnte.

Dazu müsste sich die neue Regierung allerdings das „System Österreich“ mit all seinen vielfältig verwobenen Interessen und Beharrungskräften vornehmen. Da wird man vielen mächtigen Playern auf die Zehen steigen müssen. Das wird nicht einfach werden, obwohl sich in der ÖVP die Besitzstandswahrer derzeit ruhig verhalten; das muss aber nicht so bleiben.

Die Leistungsträger in diesem Land erwarten einen Gegenentwurf zum sozialistischen Verteilungsstaat, in dem „bürgerliche“ Werte wie Fleiß, Anstand, Leistungswille, Eigenverantwortung, Eigentum und Freiheit wieder einen Stellenwert haben.



Prof. Dr. Herbert Kaspar (Am)
war von 2001 bis 2013 Herausgeber und von
2013 bis 2015 Chefredakteur der ACADEMIA.

Positionspapier „ÖCV und Islam“

(Beschluss im Zuge der LXI. Cartellversammlung 2017 in Salzburg.)

Der ÖCV ist ein katholischer Verband, das Prinzip „religio“ ist das erste seiner vier Prinzipien. Er fordert von den Verbindungsmitgliedern nicht nur die formale Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, sondern die Gestaltung des Lebens nach christlichen Grundsätzen (Art. III ÖCV-Satzungen) und überdies eine ökumenische Geisteshaltung, ein Bekenntnis zur Religionsfreiheit und den Einsatz für verfolgte Christen in aller Welt (ÖCV-Grundsatzprogramm 2016).

Der ÖCV beruft sich zur Frage von Religion und Politik auf das „Mariazeller Manifest“ von 1952. Der Grundsatz für das Verhältnis von Religionen und Staat ist daher eine freie Religion in einer freien Gesellschaft.

Die Religionsgemeinschaften müssen weltweit frei von staatlichen Einflüssen sein. Die Gesellschaft muss so frei wie möglich sein, damit jeder Mensch selbständig und unabhängig über seine Glaubensüberzeugung entscheiden kann.

Jene, die unsere Auffassung der Freiheit des Einzelnen als Voraussetzung für eine echte Entscheidung zum Glauben teilen, sind Partner im Einsatz für die Freiheit von Mensch und Gesellschaft. Der Auffassung von Religionsgemeinschaften, die die Freiheit des Einzelnen einschränken wollen oder eine Religion als politisches Konzept verstehen, treten wir entgegen. Außerdem kann dem Glauben des Einzelnen Schaden zugefügt werden, wenn Religion zu einem Instrument der Politik wird.

DER ISLAM

Die entscheidende Komponente für unsere Vereinigung als christliche Gemeinschaft zur Bestimmung des Verhältnisses zum Islam ist die Gemeinsamkeit des Monotheismus als entscheidende Orientierung des Lebens. Mit islamischen Gemeinschaften, die die Freiheit und Würde jedes Menschen als höchstes Gut anerkennen – und nur mit solchen –, sind wir zur Zusammenarbeit bereit.

„Der Islam“ ist die Sammelbezeichnung für eine Anzahl an Strömungen, welche den Koran als Grundlage haben. Moderate Richtungen verstehen den Islam als spirituell-theologische Lehre. Andere

Richtungen hingegen verstehen ihn unveränderbar vor allem als „sozio-politisches Konzept“, das dem Koran ursprünglich innewohne. Diese Sicht ist mit dem Verständnis von Mensch und Gesellschaft in Europa nicht vereinbar und führt unweigerlich zu Problemen bei der Integration dieser Gläubigen.

Besondere Beachtung fordert jedoch das weltweit zunehmende Problem des radikalisierten Islam, des gewalttätigen Fundamentalismus und des Terrorismus im Namen des Islam. Diese Phänomene haben nicht nur muslimisch geprägte Staaten und Gesellschaften erfasst, sondern wirken sich – oft durch brutale Anschläge – weltweit aus. Sie stellen eine enorme Gefährdung der Sicherheit, der Freiheit und der Stabilität dar.

ERWARTUNGEN AN MUSLIME

Der Islam ist seit hunderten von Jahren eine auch in bestimmten Teilen Europas präsente Religion. Es gibt zahlreiche Muslime in Europa, die gleichzeitig überzeugte Anhänger der europäischen, westlichen Werte sind. Es ist daher nicht tolerierbar, dass dem Islam, wie er in durchaus toleranter Form in Europa gelebt wird, in Teilen der muslimischen Welt von radikalen Fanatikern die Legitimität abgesprochen wird in der offensichtlichen Absicht, europäische Muslime in einen Gewissenskonflikt zu treiben und zu radikalisieren. Alle Muslime, die in Europa leben oder leben wollen, sollen ihre Religion im Rahmen der europäischen Rechtsordnungen frei ausleben dürfen.

Wir erwarten uns von Muslimen in Europa die Achtung der Werte, auf die sich die Europäische Union in Artikel 2 des Vertrages über die Europäische Union, schöpfend aus dem kulturellen, religiösen (vor allem jüdisch-christlichen) und humanistischen Erbe Europas, gründet: Achtung der Menschenwürde, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte einschließlich der Rechte der Personen, die Minderheiten angehören. Der Islam in Europa soll durch europäische Muslime gestaltet werden, diese dürfen nicht durch äußere Einflüsse unter Druck gesetzt werden.

Der ÖCV bekennt sich zu einer offenen Gesellschaft, die auch eine offene Kommunikation möglich sein muss, daher unterstützt er ein Verbot der

Vollverschleierung in der Form einer Burka oder eines Niqab.

Heute bilden Muslime in vielen europäischen Ländern eine große Bevölkerungsgruppe. Viele unter ihnen akzeptieren aber immer weniger die Forderung nach voller Integration in die europäische Kultur und die Akzeptanz westlicher Werte. Es bilden sich „Parallelgesellschaften“ mit wenig Kontakt zur christlich geprägten Leitkultur. Dieser Entwicklung treten wir entschieden entgegen, weil die Folge dieser Entwicklung jedenfalls eine Veränderung des kulturellen Umfeldes und ein verstärkter Druck, islamistische Normen und Tabus zu respektieren, wäre. Sie ist weder einem von europäischen Muslimen geprägten Islam noch der christlichen Leitkultur Europas zuträglich und führt zu religiös-kultureller Polarisierung und Radikalisierung.

DAHER FORDERT DER ÖCV:

... von den innenpolitischen Entscheidungsträgern, in Österreich und in der EU alles Erforderliche zu tun, um hier das friedliche und respektvolle Zusammenleben der Religionen sowie die Integration der hier lebenden Muslime zu fördern, und in diese Richtung auf die betroffenen muslimischen Gemeinden und Organisationen einzuwirken.

... von den außenpolitischen Entscheidungsträgern Österreichs und der EU, sich bi- und multilateral dafür einzusetzen, dass die genannten Normen weltweit respektiert werden und verfolgten Christen jede Unterstützung zukommen.

... von den religiösen Würdenträgern hierzulande – sowohl von den christlichen als auch von den muslimischen –, sich ebenfalls in diesem Sinne einzusetzen, wobei den islamischen Gemeinden eine besondere Verantwortung im Kampf gegen Extremismus und gewalttätigen Fundamentalismus sowie der Erklärung der Vereinbarkeit der muslimischen Identität mit den europäischen Werten zukommt.

... von den islamischen Würdenträgern weltweit, sich unmissverständlich und deutlich gegen Extremismus, gewalttätigen Fundamentalismus und Terrorismus auszusprechen.

... von allen Muslimen, die in Europa leben oder leben wollen, dass sie insbesondere die Normen, die in der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK), der Europäischen Grundrechtecharta und den nationalen Verfassungen fest verankert sind, beispielsweise die Freiheit, seine Religion zu wechseln, akzeptieren.



**ZEIT FÜR
IHR KIND!**
Es liegt in Ihren Händen

Entgeltliche Anzeige

LEISTUNGEN UND SERVICES DES BMFJ:

- Neues Kindergeldkonto
- FamilienApp: digitaler Eltern-Kind-Pass
- Erhöhung der Familienbeihilfe ab Jänner 2018

Weitere Informationen unter
www.bmfj.gv.at oder 0800/240262

bmfj BUNDESMINISTERIUM FÜR
FAMILIEN UND JUGEND

„Vergesst die treuen Toten nicht!“ – Das Kriegsjahr 1917

✦ Gerhard Hartmann

Groß war in den Jahren 2013 und 2014 die Aufmerksamkeit für den Ersten Weltkrieg. Nun hat das Interesse für den „Krieg der Urgroßväter“ merklich nachgelassen. Und so wird kaum wahrgenommen, dass das Jahr 1917 die Geschichte des 20. und des bisherigen 21. Jahrhunderts stark geprägt hat: zwei russische Revolutionen, das Auftreten des Panzers, der uneingeschränkte U-Bootkrieg sowie der Eintritt

der USA in den Krieg und damit in das globale Weltgeschehen.

Wenden wir uns zuerst dem unmittelbaren Kriegsverlauf in Europa zu. Im Deutschen Reich bekommt die Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff fast die alleinige Macht, und Österreich-Ungarn gerät u. a. aus ökonomischen Gründen unter fast totale deutsche Kontrolle. An der Westfront ziehen

sich im März 1917 die Deutschen auf die sogenannte „Siegfriedstellung“ zurück, mit der die Front verkürzt werden konnte.

Werfen wir nun einen Blick auf den CV. Jede Nummer der „Academia“ beginnt mit der Rubrik „Vergesst die treuen Toten nicht“. Hier wurden Berichte vom Schicksal gefallener CVer abgedruckt. Dann gab es jeweils die Liste „Den Heldentod fürs Vaterland starben“. Diese wurde von dem früh verstorbenen begabten Landschafts- und Porträtmaler Alwin Arnegger (Nc) (1881–1916) graphisch gestaltet, und zwar mit der preußischen Pickelhaube und der typischen österreichischen Feldmütze. Darunter stand jeweils der momentane Status im CV, so in der Nummer vom 15. Februar 1917: 6941 Kriegsteilnehmer, 718 Tote, 1034 Verwundete, 242 Vermisste und Gefangene.

Die Kurzbiographien der Gefallenen wie auch die folgenden Abdrucke von Feldpostbriefen geben ein detailliertes, interessantes und natürlich erschütterndes Bild vom Krieg wieder. Sie muten einem heutigen Leser in einem postheroischen Zeitalter seltsam an. So war in der genannten Februar-Nummer ein Feldpostbrief des Leutnants Andreas Ebner (Trn), nach 1918 Arzt in Kärnten,



Die Heiliggeist-Gedenkkirche in Javorca, die den gefallenen österreichisch-ungarischen Verteidigern des Schlachtfeldes der Isonzofront bei Tolmein (1915–1917) gewidmet ist.

abgedruckt, der vom 8. Oktober 1916 datiert war:

„[...] Es ist entsetzlich, in welcher grausamer Weise die russische Führung mit dem Soldatenmaterial verfährt. Mit Peitschenhieben treiben die Offiziere die Mannschaft vor, fruchtet dies nichts, dann nimmt ihre eigene Artillerie die Stellung unter Feuer, um die Massen vorwärts zu jagen. Oft bis zu 20 Linien tief gegliedert kommen sie dann zu unserem Drahtverhau, wo sie durch unsere [...] Artillerie, dann durch unser Maschinengewehrfeuer einfach zerfetzt und haufenweise niedergemäht werden [...] Dieser Krieg, den die russische Führung vornimmt, ist so bestialisch und unmenschlich grausam, dass ich mich in Details lieber nicht einlasse [...] Hüte dich, du Massenmörder Zar, auf deinem blutübergossenen Verbrecherthron, dass er nicht zu wackeln beginnt [...].“

Diese Zustände in der zaristischen Armee sind historisch bekannt. Erstaunlich ist nur, dass das auch die Gegenseite in diesem Ausmaß mitbekommen hat und es überhaupt abgedruckt werden durfte. Die Schilderungen sind fast schon visionär, denn nur einen Monat nach ihrem Erscheinen musste Zar Nikolaus II. abdanken.

Blicken wir zwischendurch wieder in die „Academia“. Hier ergeben die Kleinanzeigen ein erstaunlich buntes Bild. Da empfehlen sich CVer als Verlobte oder Vermählte. Nicht selten findet man die stolzen Mitteilungen wie: „Ein liebes gesundes

Kriegstöchterchen ist angekommen.“ Oder die Verbindungen zeigten an „Den Heldentod für Kaiser und Reich starb“. In jeder Nummer der „Academia“ gibt es auch Mitteilungen von oder über mobile Frontzirkel des CV. So ist mehrmals die Frage von Konrad Greve (Sx) abgedruckt: „Sind in Konstantinopel oder seiner näheren Umgebung zurzeit außer mir noch CVer ansässig?“ Greve war Direktor in der Osmanischen Staatsschulden-Verwaltung. Häufig ist auch von einem Mazedonischen CV die Rede.

Eine regelmäßige Rubrik in der „Academia“ war auch „Wie ich das Eiserne Kreuz erwarb“, wobei auch vergleichbare österreichische Auszeichnungen gemeint waren. Das tat in der Nummer vom 15. April 1917 Leutnant der Reserve Ernst Fischer (AIn), später Tiroler Landesrat. Er bekam den Orden der Eisernen Krone III. Klasse mit Kriegsdekoration, weil er am 14. November 1916 im Raum östlich von Görz mit 45 Mann 546 Italiener gefangen genommen und sieben MGs, einige Minenwerfer sowie 1000 Gewehre erbeutet hatte.

Schließlich bescherte der Herbst 1917 der Monarchie wie in einem letzten Abendglanz einen militärischen Erfolg: die 12. Isonzoschlacht. Zu diesem Zweck wurde die gemischte deutsch-österreichische 14. Armee (neun k. u. k. sowie sechs deutsche Divisionen) aufgestellt, mit ihrem Hauptstoßschwerpunkt zwischen Flitsch (Bovec) und Tolmein (Tolmin) und mit dem Zentrum in Karfreit (Kobarid, Caporetto). Am 24. Oktober um 2 Uhr in der Früh ging es mit einem massiven Artilleriebeschuss los. Die Italiener waren von diesem Ausmaß überrascht bzw. hatten die Lage völlig unterschätzt.

Der Oberleutnant der Reserve Franz Lorenzoni (Kb), später oberösterreichischer Landeshauptmannstellvertreter, schildert das mit wenigen, doch sehr plastischen Worten: „Am 24. Oktober gingen wir von Flitsch zum Angriff über, durchschlugen die feindliche Stellung und verfolgten in Generalmärschen den Gegner. Bis wir in die Ebene kamen, nach Traversio, waren es Hungerzeiten. Dann entschädigten wir uns, aßen und tranken

Prof. Felix Gundacker

Berufsgenealoge seit 1988

1190 Wien, Pantzergasse 30/8
T. +43 676 40 110 59 | www.berufsgenealoge.at

zuverlässige internationale Ahnenforschung
„Wenn Du wirklich etwas willst, mache es sofort“



nach Herzenslust. Und rannten dem Gegner über Gemona an den Tagliamento nach. Dann weiter über Belluno, Feltre, wieder ins Gebirge, und jetzt lernten wir den Krieg wieder kennen. Eis, Schnee, zäher Widerstand des Feindes.“

Am 9. November wurde der Piave erreicht. In etwas mehr als 14 Tagen wurden rund 100 km zurückgelegt und – das war entscheidend – die Südwestfront um mehr als 200 km verkürzt. In der militärischen Fachliteratur ist vom „ersten Blitzkrieg“ die Rede. Für die Italiener war das die „Schmach von Caporetto“, die für sie zum Trauma wurde.

Doch der Krieg ging am Piave und im Süden der Tiroler Front weiter. So erstürmte der erwähnte Lorenzoni am 16. November den Monte Prassolan (Monte Grappa-Massiv) und nahm 750 Mann gefangen. Stolz berichtet er in der „Academia“: „Der Kaiser persönlich hat mir die Goldene Tapferkeitsmedaille an die Brust geheftet.“

Die Kehrseite der Medaille, die Tragik des Krieges, zeigte sich am selben Tag. Unweit von Lorenzoni Heldentat schrieb in der Früh der knapp 19-jährige Kaiserjäger-Fähnrich Nikolaus Sladky (AW) seinem Vater: „Was das Kapitel Gefahr betrifft, so sei Du unbesorgt, da habe ich großes Glück gehabt.“ Am Nachmittag traf ihn die tödliche Kugel. Im Oktober, kurz vor der 12. Isonzoschlacht, entschied er sich, Priester zu werden. In der „Academia“ stand über ihn: „Von tiefer Glaubensüberzeugung und echt altösterreichischer Gesinnung durchdrungen.“

Für den CV in Österreich war jedoch der Armee- und Flottenbefehl Kaiser Karls I. am 4. November 1917 von großer Bedeutung: „Ich verbiete allen Angehörigen Meiner bewaffneten Macht den Zweikampf und jedwede Teilnahme an einem Zweikampf.“ Damit war dem Duellunfug in der k. u. k. Armee endgültig ein Ende bereitet, unter dem viele CVer zu leiden hatten. Josef Pultar (Nc), zu dieser

Zeit Hofkonzipist im k. u. k. Oberstkämmereramts und später Parlamentsdirektor, schrieb dazu in der „Academia“ vom 15. Dezember 1917: „Dieser kaiserliche Befehl hat in den Reihen des CV freudigsten Widerhall gefunden [...]. Die unmittelbare Folge dieses Duellverbotes wird wohl zunächst die Rehabilitierung unserer Mitglieder sein, die wegen Duellverweigerung der Offizierscharge verlustig erklärt wurden.“

„Möge das Jahr 1918 für den Verband und seine Mitglieder wie für unser liebes deutsches Vaterland und Österreich Glück und Segen bringen!“, hieß es ebenfalls in dieser Dezember-Nummer. Ob man aber damals schon geahnt hatte, wie das Jahr 1918 ausgehen wird? Wohl eher kaum.



Univ.-Doz. Dr. Gerhard Hartmann (Baj, Ca, CI, R-S)
ist studierter Theologe und CV-Historiker.
Er lebt und arbeitet in Nordrhein-Westfalen.



Zentralverband
Haus und Eigentum
WIEN

www.zvhausundeigentum.at

Ihr Partner für Ihre Immobilie.

Ihre Anliegen – unser Service
Kostenlose Rechtsberatung

1010 Wien, Landesgerichtsstraße 6/3

Mail: office@zvhausundeigentum.at Telefon: 01/406 33 18, Fax: 01/406 53 49

Kompetenz unter einem Dach.

Rudolf Ramek – der Konsenskanzler

✦ Johannes Schöner

Hätte es mehr Politiker seines Schlages gegeben, wäre Österreichs Geschichte vielleicht ganz anders verlaufen. Diese These vertritt Franz Schausberger (Rp) in seiner monumentalen Biographie Rudolf Rameks (Nc). Es ist das erste umfassende Werk, das sich dem „unbekannten Kanzler“ widmet.

Grundsätzlich nimmt die Epoche der Ersten Republik in der österreichischen Geschichtsforschung einen gut untersuchten Zeitraum ein. Während es jedoch für die Umbruchphase von der Monarchie zur Demokratie bzw. für die Epoche der zunehmenden Konfrontation ab 1927 eine umfangreiche Literatur, sowohl für die politischen Ereignisse, als auch für die gestaltenden Personen gibt, liegt für die vermeintlich weniger spektakulären - aber nicht minder interessanten - Jahre Mitte der 1920er Jahre nichts Entsprechendes vor. Insbesondere auf den christlichsozialen Politiker Dr. Rudolf Ramek (Nc), der von 1924 bis 1926 die Geschicke Österreichs als Bundeskanzler lenkte, trifft dies zu. Über den „Macher“ der ersten Verfassungsreform und denjenigen, unter dessen Ägide die Genfer Kontrolle im Juni 1926 zu Ende ging, fehlte bisher eine eingehende biographische Darstellung.

In den 1980er Jahren war es zunächst Isabella Ackerl, die sich mit einem kurzen biographischen Aufsatz an eine erste Untersuchung wagte, ehe Franz

Schausberger (Rp) eine weitere Analyse nachlegte. Die große Hürde für eine detaillierte Auseinandersetzung, vor allem für seine Kindheits- und Jugendjahre, waren nicht nur die fehlende publizistische Tätigkeit Rameks, sondern das Fehlen eines Nachlasses überhaupt. Zwar beherbergt das Österreichische Staatsarchiv ein paar Kartons zu Rudolf Ramek, allesamt mit Material seiner Kanzlerschaft, doch ansonsten gibt es kaum Persönliches von ihm.

Mehr in Erscheinung trat der Wahlsalzbürger und CVer, als er sich ab 1909 zunehmend in der Salzburger Landespartei engagierte, wodurch er sich allmählich seinen Weg an die Spitze bahnte. Zuerst gelang ihm dies in seinem Bundesland, wo er von 1922 bis 1934 Landesparteiobmann war. In der Bundespolitik fungierte der promovierte Jurist im Kabinett Renner III als Staatssekretär für Justiz und von 1920 bis 1934 ohne Unterbrechung als Nationalratsabgeordneter. Viel bedeutender für Österreich waren jedoch Rameks Jahre als Nachfolger von Dr. Ignaz Seipel (Nc).

Der Autor widmet sich in seinem umfangreichen Werk (insgesamt über 900 Seiten!) nicht zuletzt deshalb auf knapp 600 Seiten einer Phase, in der Österreich durch die Genfer Kontrolle quasi unter Kuratel des Völkerbundes gestellt war. Bevor es dem eher als Pragmatiker und pflichtbewussten Vollzieher geltenden Ramek gelang, dieses mit großen innenpolitischen Anstrengungen abzuschütteln, musste er 1925 im Schatten des Seipel'schen Sanierungswerks eine erste Verfassungs- und Finanzverfassungsreform meistern, zu der neben dem in manchen Bereichen widerstrebenden Koalitionspartner, der Großdeutschen Volkspartei, auch die Stimmen der oppositionellen Sozialdemokraten notwendig waren. Der Bogen spannt sich dabei von innenpolitischen Fragen, wie Mietengesetz, Beamtenbesoldung, Arbeitslosengesetzgebung und Sozialpolitik über eine Erneuerung des Kabinetts im Jänner 1926 bis hin zum eskalierenden Schulkonflikt und Bankenaffären. Letztere spülte im Fahrwasser der Sanierung, die zu Beginn 1924 einsetzende Wirtschaftskrise mit einem damit verbundenen Bankensterben,

ins öffentliche Bewusstsein. Durch die Verwicklungen hochstehender Kabinettsmitglieder geriet das Kabinet Ramek immer mehr unter Druck, bis es im September 1926 schließlich zurücktreten musste.

Schausberger schildert neben dem Aufrollen dieser Ereignisse auch die teils mühevollen Verhandlungen und Stimmungen zwischen und innerhalb der agierenden Parteien. Dabei dienen ihm die zeitgenössischen Printmedien verschiedenen Couleurs als unverzichtbare Quellen. Nicht minder wertvoll waren ebenso die Ministerrats- und Nationalratsprotokolle, wie Archivmaterial aus Landes- und Parteibeständen. Dem Autor gelingt es dadurch aufzuzeigen, dass der als eher still und akribisch arbeitend geltende Ramek, keineswegs farblos oder schwach war. Ohne eine dominierende Persönlichkeit zu sein, wie auf Landesebene der Salzburger Landeshauptmann Franz Rehrl (AW) oder der vieles überstrahlende Ignaz Seipel in der Bundespolitik, scheute Ramek keinesfalls die Konfrontation. Vielmehr erlaubte es ihm seine Persönlichkeit, durch die Vermeidung unnötiger Konflikte stets den Konsens zu suchen und ein Werk zu vollenden, welches anderen vielleicht versagt geblieben wäre. Das Buch von Franz Schausberger ist zweifellos geeignet, ein besseres historisches Verständnis für innerstaatliche Konfliktlinien, jedoch auch für innerparteiliche Entwicklungen der Ersten Republik herbeizuführen und sollte somit eine Pflichtlektüre für alle an der österreichischen Geschichte Interessierten sein.



Dr. Johannes Schönner (AW et mult.)
ist Historiker und Politologe in Wien.

Franz Schausberger
Rudolf Ramek 1881-1941
Konsenskanzler im Österreich der
Gegensätze
Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2017
ISBN 9-783-2052-0644-6



Da platzt dem Hahn der Kamm!

Mitten in Kitzbühel bauen wir eine
Wohnanlage mit 32 Einheiten zur
sensationell günstigen Inklusivmiete
von 5,- Euro/Quadratmeter.

Wohnen um
5€ in Kitzbühel.



Hier bin
ich daheim.

we-tirol.at

Ein Österreicher in Hollywood

✦ Philipp Jauernik

In der Kunstfilmszene hat sich ein ÖCVer bereits einen guten Namen gemacht: Dieter-Michael Grohmann (Nc) gewinnt mittlerweile laufend Preise.



Grohmann an seiner Wirkungsstätte.

Eine wunderschöne Erfahrung, die Ansporn und Auftrag zugleich ist“. Grenzenlose Euphorie mag anders aussehen, doch sie ist ohnehin Dieter Grohmanns Sache nie gewesen. Und so bleibt er auch dann bescheiden, wenn er gerade aus Hollywood zurückgekommen ist. Dabei hätte der Filmmacher allen Grund, etwas mehr aus dem Häuschen zu sein. Sein Kurzfilm „Das Stundenglas“ hatte bereits zuvor neun Preise gewonnen – der Gold Award bei den LA Shorts Awards in Hollywood war Nummer zehn. Der Film wurde allerdings noch einige Male öfter nominiert, „und in Wahrheit ist ja das schon die wahre Auszeichnung, denn die Konkurrenz ist nicht nur riesig, sondern auch qualitativ sehr stark“, erläutert Grohmann.

„Das Stundenglas“ thematisiert eine scheinbar alltägliche Situation: Eine ältere Dame hört beim Arzt, dass sie mehr trinken sollte. In einer Rückblende erfahren wir, warum sie es nicht tut – die Ursachen liegen in ihrer Kindheit, konkret in einer spezifischen Situation im Zweiten Weltkrieg. Dieter Grohmann legt viel Wert auf Details: „Wenn du historische Szenen darstellst, muss alles stimmen, von den Autos über die Uniformen bis zu den Geräuschen eines Flugzeugs“, beschreibt er die Herausforderung, die er mit Hilfe erfahrener Experten bewältigte.

Der gebürtige Wiener ist auch nicht neu in dieser Branche. Nach der Matura studierte er Rechtswissenschaften und arbeitete in der Interessensvertretung, unter anderem als Branchengeschäftsführer der Fachverbände Unternehmensberatung/IT und Werbung/Marktkommunikation in der Wirtschaftskammer. Seit 2006 ist Grohmann Direktor des Bereichs Medien und Kommunikation des EU-Handwerksverbands UEAPME, einer der vier europäischen Sozialpartner.

Die Liebe zum Film begleitet ihn allerdings seit früher Jugend. Bereits während seiner Tätigkeiten in der Wirtschaftskammer besuchte er unterschiedliche Kurse und Fortbildungen und wurde vom Hobbyfilmmacher mit der Zeit zum Profi. Für UEAPME produziert er laufend Videos, die konkrete Bedürfnisse von KMU und Handwerksbetrieben einfach verständlich darstellen. Gleichzeitig gestaltet er Imagefilme, die die hervorragende Qualität des europäischen Handwerks auch am globalen Markt besser zur Geltung bringen. Für die Europäische Kommission gestaltete er 2009 die 3D-Medieninstallation „How it feels to be an entrepreneur“, die innerhalb von drei Tagen von über 7.000 Besuchern gesehen wurde.

Der Kunstfilm ist es aber, dem das Herz des Filmmachers gehört. Mit „follow me“ gewann er 2016 in Hollywood (USA) den Award für den besten ausländischen Kurzfilm sowie weitere 9 Preise in Kanada und Europa. „Das Stundenglas“ als jüngste Produktion erhielt bis dato weltweit 19 Nominierungen. Bei denen es vermutlich nicht bleiben wird.



Philipp Jauernik (FRW)
ist Historiker und Journalist in Wien, unter anderem Chefredakteur des COULEUR.

Ein unterschätztes Amt

✎ GERHARD JANDL (Kb, Ae)



Die Bundespräsidentenwahl 2016 hat das Amt des Staatsoberhauptes stärker ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt, und gleichzeitig hat sich gezeigt, dass oft irri- ge Auffassungen über seine rechtlichen Befugnisse und seine tatsächlichen Handlungsmöglichkeiten bestehen. Das hat den früheren VfGH-Präsidenten Ludwig Adamovich (AIn) und die beiden Diplomaten Franz Cede und Christian Prosl bewogen, ein übersichtliches, kompaktes (130 Seiten) und leicht lesbares Werk herauszubringen. In 13 Beiträgen nähern sich verschiedene Autoren dem Bundespräsidentenam- t: Adamovich zur verfassungsrechtlichen Stellung; Beamte aus der Präsidentschaftskanzlei (einer laut Cede/Prosl lange Zeit „eher barocken Einrichtung“) über die Arbeitsbereiche in der Praxis; Heinz Fischer zu seinen eigenen Erfahrungen; WKÖ-Präsident Christoph Leitl (Kb) über die Rolle des Bundespräsidenten als Türöffner für die Wirtschaft; u.v.a.m.

Aus CV-Sicht besonders interessant schreibt die Journalistin Elisabeth Horvath über das Amtsverständnis der Amtsinhaber, insbesondere der drei

korporierten: Den Stil des betont katholischen Rudolf Kirchschräger (WMH) mit seinem „pastoralen Auftreten“ fasst sie mit dem Bonmot zusammen, dass eigentlich Kirchschräger der Erzbischof, und Kardinal Franz König (Rd) der Bundespräsident sein sollte. Bei Kurt Waldheim (COT; Wl erst nach seiner Amtszeit) hält sie fest, dass er seine wirkliche Stärke – die weltpolitische Erfahrung – wegen seiner außenpolitischen Isolation nicht zum Tragen bringen konnte. Und bei Thomas Klestil (Baj) unterstreicht sie seinen anfangs geschickten Umgang mit Menschen und Medien, bevor wegen seines Privatlebens eine Entfremdung zu weiten Teilen der Bevölkerung einsetzte. Adamovich und Botschafter Albert Rohan würdigen die zahlreichen Neuerungen unter Klestil (Sozialwerk des Bundespräsidenten, mitteleuropäische Präsidententreffen, Salzburger Osteuropa-Gespräche, etc.), beschreiben aber auch, wie er den Kampf mit dem Bundeskanzler um die Vertretung Österreichs unter den EU-Staats- und Regierungschefs verlor.

Zur – wegen der Kürze des Buches nur knapp gestreiften – Ersten Republik ist der Hinweis Adamovichs bemerkenswert, dass die 1929 eingeführte Stärkung des Bundespräsidenten (Volkswahl, Befugnis zu Ernennung und Entlassung der Bundesregierung und zur Auflösung des Nationalrats, etc.) auf einen Vorschlag des Ex-Bundeskanzlers Ignaz Seipel (Nc) zurückging, auf Druck der Heimwehr (die einen starken Mann wollte, der die Linie vorgibt) beschlossen wurde,

und 1933 eigentlich schon wieder scheiterte, da Bundespräsident Wilhelm Miklas (AW) trotz seiner theoretischen Machtfülle realpolitisch nichts gegen die Selbstauflösung des Parlaments unternehmen konnte.

Ludwig Adamovich (AIn) / Franz Cede / Christian Prosl (Hg.):

**Der österreichische Bundespräsident
Das unterschätzte Amt**
Studien-Verlag, Innsbruck 2017
ISBN 978-3-7065-5646-0

*Scheitern eines Staates
Österreich von 1918 bis 1938*

✎ HERBERT STICKLER (Am, EKG, Cp)

100 Jahre nachdem Österreich als Republik das Gestern – das große Reich der Habsburger - ohne seinen Willen verlassen musste, verfasst Anton Pelinka sein jüngstes Werk. Ausführlich, oftmals in gedrängter Sprache und detailreich beschreibt der Autor, woran diese Republik scheitern musste. In der damaligen Realität ist die Republik nicht angekommen. Die dominierenden streng voneinander abgegrenzten Kräfte dieses Staates wider Willen kooperierten nicht, sie zelebrierten den Dissens. Die gegeneinander arbeitenden zentrifugalen politischen Lager mussten letztlich zur Zerstörung der Republik und des Staates führen.

Und dies, obwohl der Samen einer positiven Entwicklung unübersehbar gewesen wäre. Beachtlich ist ja der in den Jahren der Zwischenkriegszeit florierende Stand der an den Hohen Schulen gelehrten Wissenschaften. Diese fanden hohe Anerkennung über

die Grenzen der kleinen Republik hinaus. Man sucht vergeblich in der lebendigen Literatur dieser Jahre einen Bezug zur Republik. Diese fand dort nicht statt. Die Literatur ignorierte weitgehend die Republik. Theater, Oper, die Museen fanden weite Beachtung, zum bejahenden Selbstverständnis der Republik konnten sie nicht beitragen. Weder in der Politik noch in Kunst, Kultur und Wissenschaft fand die Republik ihre Akzeptanz.

Das Paradoxe erkennt Pelinka in seinem Werk „Die gescheiterte Republik“ darin, dass gerade diese nach dem Staatsvertrag von Saint Germain so geschmähte Republik, über die alle hinwegschreiten wollten, schon damals den Erfolg in sich gehabt hätte. Pelinka entwirft in seinem vorliegenden beachtlichen Werk eine interessante Deutung der historischen Gegebenheiten. Er lässt den Leser erkennen, warum diese von seinen maßgeblichen politischen Kräften geschmähte und ignorierte Republik scheitern musste, um nach der großen Katastrophe des Weltkrieges, basierend auf der Verfassung von 1920, zu einer europäischen Erfolgsgeschichte werden zu können.

Anton Pelinka

**Die gescheiterte Republik
Kultur und Politik in
Österreich 1918–1938**

Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 2017
ISBN 978-3-205-20236-3

225 Jahre Hochschule St. Pölten

✦ GERHARD JANDL (Kb, Ae)

Entstanden aus den Umbrüchen der josephinischen Kirchenreformen, feierte die Philosophisch-Theologische Hochschule der Diözese St. Pölten 2016 ihr 225-jähriges Bestehen. Kürzlich legten die beiden Professoren Gottfried Glaßner und Josef Kreiml (FIP) die Festschrift dazu vor, die die Beiträge der sich über das ganze Jahr hinziehenden Jubiläumsveranstaltungen wiedergibt.

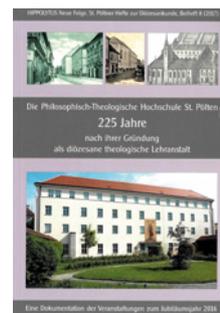
Mit 120 Studierenden ist die Hochschule eine der kleineren tertiären Bildungseinrichtungen. Nach dem Ende des St. Pöltner Priesterseminarbetriebs vor einigen Jahren (man erinnert sich) hat das Religionspädagogik-Studium heute den Vorrang vor der Fachtheologie, ergänzt wird das Angebot um post graduate-Kurse und akademische Lehrgänge.

Der Band beinhaltet u.a. Texte von Kardinal Christoph Schönborn (Rt-D), Kurienkardinal Gerhard Müller (Tfs), Nuntius Peter Stephan Zurbriggen (Le), Bischof Klaus Küng (FIP) und Prof. Thomas Heinrich Stark (Vc, SO). Veit Neumann (Alm), neben seiner Professur in St. Pölten und der Lehrtätigkeit an der Uni Regensburg auch Chefredakteur der deutschen ACADEMIA, steuerte ein köstliches Theaterstück, eine „historische Camouflage“, über die Vision Maria Theresias und Josephs II. für St. Pölten bei.

Abgerundet wird der Band durch die Lebensbilder der

bedeutendsten Gelehrten der Hochschule, darunter des als Landtags- und Reichsratsabgeordneter engagierten Sozialpolitikers und Prälaten Joseph Scheicher (Nc).

Der zentrale Beitrag der Festschrift, von Bischof Manfred Scheuer (AIn), zeigt die Aktualität des Hl. Thomas von Aquin auf: Die Verweigerung der Denkarbeit, sagt Scheuer unter Rückgriff auf Thomas, sei die Wurzel auch heute beobachtbarer Fehlentwicklungen: des Versuchs, auf komplexe Probleme mit einfachen Antworten zu reagieren, der Schwarz-Weiß-Malerei, der unhinterfragten Autoritätsgläubigkeit, der Geringschätzung von Vernunft und Erfahrung, des Unterlassens von Selbstkritik, des narzisstischen Verliebtseins in das eigene Spiegelbild. Aktueller könnten die Aussagen nicht sein.



Gottfried Glaßner, Josef Kreiml (FIP) (Hg.):
**Die Philosophisch-Theologische
Hochschule St. Pölten 225 Jahre
nach ihrer Gründung als
diözesane theologische Lehranstalt**
St. Pölten 2017
ISBN 978-3-901863-53-0

ACADEMIA 5/2017
„FRISCHER WIND UND
ZUG ZUM TOR“

Ich bemängle, dass mein Bundesbruder Justizminister Dr. Wolfgang Brandstetter einen Verhetzungsparagrafen schafft, der gleich bedingte Haftstrafen vorsieht, statt die Leute zu ermahnen und im Wiederholungsfall Geldstrafen vorzusehen. Und dass er gleich im vorauseilenden Gehorsam Staatsanwälte zur Verfügung stellt, obwohl die Gerichte sowieso überlastet sind, was man an den vielen noch nicht begonnenen oder noch nicht beendeten Justizverfahren sieht. Wenn diese

Art von Vorschriften schlecht formuliert ist, kann sie gegen jeden politisch missliebigen Menschen verwendet werden.

Mag. Josef Libora (Ne)
4963 St. Peter am Hart

ACADEMIA 5/2017
„DER GEMIETETE UTERUS“

Der Leihmutterchafts-Artikel ist wirklich ein Krimi und fasst den komplexen italienischen Rechtsstreit und die dahinterliegende Geschichte sehr gut zusammen. Es tun einem

ja wirklich alle Beteiligten leid, und trotzdem ist es wichtig, dass hier kein Präzedenzfall für Kinderhandel geschaffen wird: Wenn weder Wunsch-Vater noch Wunsch-Mutter mit dem Kind verwandt sind, haben sie am Ende das Kind „gekauft“. Es geht hier um die Vermeidung des Kinderhandels durch Leihmutterchaft und das ist eine ernste Angelegenheit, in der nicht mit dem Wunsch nach Familiengründung argumentiert werden kann.

Mag. Helene Göschka
Pressesprecherin der
aktion leben österreich
1150 Wien

Flexibel?
Sicher!
Gemeinsam
Fair
Arbeiten

- » **NICHT MEHR ARBEITEN** als bisher sondern, wenn Arbeit da ist
- » **LÄNGERE FREIZEITBLÖCKE:** Bessere Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Freizeit
- » Höhere Wettbewerbsfähigkeit, mehr Arbeitsplätze und **SICHERES EINKOMMEN**
- » Am Weltmarkt eine Rolle spielen und dadurch **ARBEITSPLÄTZE SICHERN**

Die Industrie. www.iv.at/arbeitszeit **iv**



**Die Academia-Redaktion
wünscht allen Lesern
gesegnete Weihnachten
und einen guten Rutsch
ins neue Jahr 2018!**

Wilhelm Ortmayr
G. Jandl

Wilhelm Ortmayr
Chefredakteur



Gerhard Jandl
Herausgeber

2018
*Rudolfina
Redoute*

Faschingsmontag

12. Februar

Wiener Hofburg

*www.rudolfina-
redoute.at*

